

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 39 (2020)
Heft: 74

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sara Ahmed: **Feministisch leben!** Manifest für Spassverderberinnen.

Aus dem Englischen von Emilia Gagalski. Unrast Verlag, Münster 2018 (352 S.)

Cinzia Arruzza / Tithi Bhattacharya / Nancy Fraser: **Feminismus für die 99%**

Aus dem Englischen von Max Henninger. Matthes & Seitz, Berlin 2019 (107 S.)

Ein Gespenst geht um in der Welt und es ist feministisch. Rund um den zweiten nationalen Frauen*streik erscheinen zwei Übersetzungen feministischer Manifeste: *Feministisch leben!* von Sara Ahmed (2018) und *Feminismus für die 99%* von Cinzia Arruzza, Tithi Bhattacharya und Nancy Fraser (2019).

Ein Manifest legt etwas offen, macht es handgreiflich. Eine Offenbarung, ohne göttlichen Charakter. Das Manifest ist nicht erst seit dem *Kapital* eine beliebte Textsorte, umgeben von einer ebenso politischen wie kämpferisch-revolutionären Aura. Ob ein direkter Bezug zu den Vorgänger*innen deutlich wird, wie bei *Feminismus für die 99%*, in dessen Nachwort wir über das Verfassen eines Manifestes lesen: «Wer sich heute daran versucht, steht auf den Schultern – und im Schatten – von Marx und Engels.» (Arruzza, Bhattacharya, Fraser 2019, 77) Oder ob das Manifest ganz bewusst ohne derlei Referenzen auskommt, wie bei Sara Ahmed: «In diesem Buch befolge ich einen strikten Grundsatz beim Zitieren: Ich zitiere keine *weissen* Männer.» (S. 29) Manifeste versprechen – oder ich mir davon – weltverändernd zu sein, gewohnte Welten auseinanderzunehmen. Aber was davon halten sie ein?

Manifest ist nicht gleich Manifest. Das Autorinnen-Kollektiv von *Feminismus für die 99%* legt elf Thesen eines neuen, aus den Streikbewegungen entstandenen Feminismus vor, gefolgt von einem Nachwort, dessen Titel «in media res» nichts weniger verspricht, als zur Sache zu kommen. Darin wird Hintergrundwissen rund um die elf Thesen und deren Entstehung dargelegt. Ahmed verfährt andersrum. Ihr ausführliches, dreiteiliges Werk entwickelt eine Antwort auf die Frage, was es heisst, feministisch zu leben und schliesst mit praktischem Werkzeug, einem Sur-

vival-Kit und dem eigentlichen Manifest für Spassverderber*innen, welches klassische zehn Grundsätze umfasst. *Feminismus für die 99%* kommt schnörkellos und ohne Tand daher, kein einziges Zitat, kein Literaturverzeichnis. *Feministisch leben!* ist weitläufig, verwoben, tiefgreifend. Voller Geschichten, Umwege, Abzweigungen. Manifest greift dafür eigentlich zu kurz, es ist radikale feministische Theorie, die Ahmed entfaltet, in ihrer Geschichte und Gegenwart. *Feministisch leben!* ist Ratgeberin und Werkzeugkiste, Baukasten und Nachschlagewerk.

Sara Ahmed schöpft aus dem Alltäglichen. Sie reflektiert, was es bedeutet, ein feministisches Leben zu führen. Ihre Auffassung ist radikal: «Wo wir auch hingehen, Feminismus geht mit. Wenn das nicht so ist, sind wir keine Feminist*innen.» (S. 29) Sie untersucht, was es mit und nach sich zieht, Feminist*in zu werden und zu sein, als solche zu sprechen, arbeiten, (über-)leben. Sie begreift Feminismus demnach als Lebensart und -weise, wie wir über das Leben denken, ihm begegnen, Beziehungen knüpfen oder aufbrechen. Feminismus ist eine Hausaufgabe, eine Aufgabe also, die Zuhause beginnt. Es gilt, das Haus zu verändern und das Reich des Herren umzubauen. So beginnt Ahmeds eigene feministische Geschichte als Spassverderberin am Familientisch. Ahmed eignet sich diese Figur der Spassverderber*in an, sie begleitet uns durch das gesamte Werk. Sie wird zum Symbol, zur Metapher, zum schweisstreibenden Konzept. Die feministische Spassverderber*in kommt uns bekannt vor. Oftmals durch Augenrollen eingeleitet, wird sie zum Problem, sobald sie Probleme anspricht. Denn das, was wir als Feminist*innen wahrnehmen, aufzeigen und kritisieren, so Ahmed, existiere für einige andere nicht einmal. Uns wird Unrecht ge-

tan, wenn wir auf Unrecht hinweisen. Feministisches Handeln erfordert demnach Hartnäckigkeit und Eigenwille, die Bereitschaft, immer wieder weiterzumachen, trotz Widerständen, trotz Mauern. Ahmeds feministische Theorie möchte nicht von Politik getrennt werden, sie ist Politik, sie ist persönlich. So auch ihr Ursprung: «Es ist entscheidend, wo wir Feminismus entdecken.» (S. 14) Es spielt eine Rolle, wer ihn uns zeigt. Weil Alltagsnähe und Alltagssprache feministische Theorie erst verständlich machen, möchte Ahmed sich nicht weiter als nötig von diesen entfernen. Das macht ihr Werk allerdings nicht weniger anspruchsvoll.

Ahmed versteht Feminismus als Bauwerk, Texte als Welten. Ihr theoretisches Gerüst besteht aus einem lesbischen Feminismus of Color. Es geht darum, wie wir Wissen hervorbringen und weitergeben, es ist von Wichtigkeit, wen wir zitieren. Feministische Welten müssen aus feministischem Material bestehen. Deswegen auch ihr Zitiergrundsatz. Worte sind Ahmeds Werkzeug, Metaphern ihre Munition (wobei sich bei der Übersetzung ins Deutsche einige ungenaue und teils problematische Begrifflichkeiten und auffällig viele (Tipp-)Fehler eingeschlichen haben). Wieswegen verwendet sie Metaphern? Weil dasjenige, was schwer ist, ebenso schwer zu beschreiben ist. Sie lässt diese jedoch nicht als vage Begriffe stehen, sondern nimmt sie ernst, genau wie das damit Umschriebene. Zitate seien, so Ahmed, Ziegelsteine, aus denen wir Behausungen bauen. Wir entscheiden, wie diese aussehen und wen sie beherbergen. Ahmed hinterfragt Metaphern, deckt sie auf. Die gängige Vorstellung unseres Lebens entspricht einem Pfad, auf dem wir gewisse Punkte erreichen (sollen). An dessen Ende steht das Glück/lichsein: «Die glücklichen Geschichten für Mädchen basieren weiterhin auf Märchen-Formeln: Entweder Leben, Hochzeit und Fortpflanzung oder Tod und Elend.» (S. 71) Je mehr Menschen den einen Pfad gehen, desto leichter der Durchgang. Ahmed nennt dieses Phänomen «entlastendes Vorankommen». Das gilt auch für die Sexualität. Heteronormativität beschreibt nichts anderes als die Mühelosigkeit,

mit der wir heterosexuell durch das Leben schreiten. Glück/lichsein als Einbahnstrasse. Wer erfüllt überhaupt die Voraussetzung, um glücklich zu werden? Feminismus können wir als unglückliches Archiv begreifen. Als Archiv aus Geschichten, Stimmen, Zitaten.

Sind Zitate Ziegelsteine, dann können daraus Mauern entstehen. Die Metapher der Mauer, die es vermag, Pfade zu verbauen, ist bei Ahmed von grosser Wichtigkeit. Auch und vor allem bei der Arbeit: «Ich beschreibe Mauern als «Verhärtungen der Geschichte», das Baumaterial der Macht.» (S. 123) Eine Feministin ist auch Feministin bei der Arbeit. Oder erst recht. Ahmeds Arbeitsplatz, die Universität, ist von dicken Mauern umgeben, durchdrungen. Die Aufgabe der Feministin innerhalb der Institution: Gegen Mauern anrennen, teilweise unsichtbare, immer und immer wieder. Die Feministin ist manchmal Maurerin von Beruf, sie arbeitet mit ihren Armen. Die Metapher des feministischen Arms hängt mit Eigenwilligkeit zusammen. Sie entstammt einer eigenwilligen Geschichte, der Geschichte von Eigenwilligkeit. Ahmed geht dieser auf den Grund und deutet sie um. Das Grimmsche Märchen *Das eigenwillige Kind* wird so zu einer feministischen Geschichte. Darin kommt ein widerständiges Mädchen vor, welches für ihren Eigensinn mit dem Tod bestraft wird. Einmal begraben, hört ihr Arm aber nicht auf, eigensinnig zu sein und ragt immer wieder aus dem Grab heraus. Der Arm sei ein revolutionärer Körperteil, so Ahmed, «ein Versprechen dessen, was noch kommen wird.» (S. 117)

«Wie schnell zerbrechen Dinge, wenn wir gegen eine Mauer anrennen», konstatiert Ahmed zu Beginn des letzten Teils. Sie beginnt diesen mit einem Bruch, mit Geschichten von Gegenständen, die zerbrechen. Dabei fällt Ahmed auf, dass Eigenwilligkeit nicht selten herangezogen wird, um einen Bruch zu erklären. Sie schliesst daraus: «Möglicherweise ist Feminismus dann die Art und Weise, wie wir die Teile aufsammeln.» (S. 219) Und so entwirft sie in einem nächsten Schritt eine queere Moral der Tollpatschigkeit, als Gefühl des Stossens gegen Mauern und eine Welt, die nicht für alle Körper gleichermassen gemacht ist.

Wir lernen von Ahmed, dass Worte Geschichten transportieren. Und dass es an uns liegt, diese aufzudecken und umzuschreiben. Dabei hilft sie uns, regt uns an. Ein Manifest, so Ahmed, führe etwas deutlich vor Augen. Und dazu ist es unabdingbar, mit dem Erkennen von tatsächlichen Ungleichheiten zu beginnen. So ermutigt uns der abschliessende Teil des Manifests dazu, nicht aufzuhören, mit dieser Welt unglücklich zu sein und es in Kauf zu nehmen, Unglück zu verursachen. Weiter sollen wir nicht über Witze lachen, die andere beleidigen, aber Bindungen brechen, die uns oder anderen schaden. Als letzten Grundsatz hebt Ahmed die Wichtigkeit von Bündnissen hervor: «Wir sind gewillt, an einer Spassverderber*innen-Bewegung teilzunehmen.» (S. 343) Denn nur so lassen sich Mauern bewegen: «Die Arme, die das Haus gebaut haben, werden es auch niederreißen.» (S. 120)

Um das kompromisslose Niederreißen und Wiederaufbauen der Gesellschaft geht es auch in *Feminismus für die 99%*. Die drei Autorinnen antworten auf die Krise des Kapitalismus und den Bankrott des liberalen Feminismus: «Es interessiert uns nicht, die Glasdecke zu durchstossen, um es dann der überwiegenden Mehrheit zu überlassen, die Scherben aufzukehren.» (S. 23) Letzterer taue höchstens als perfektes Alibi des Neoliberalismus. Und weiter: «Weit davon entfernt, weibliche Vorstandsvorsitzende mit Eckbüros zu feiern, wollen wir Vorstandsvorsitzende und Eckbüros abschaffen.» (Ebd.) Sie wollen keinen Mittelweg, keine halbherzigen Massnahmen, sondern nichts weniger als den Umbruch unserer

Gesellschaftsform. Aber wie? Mit Hilfe eines radikal antikapitalistischen, antirassistischen, internationalistischen Feminismus für die 99%. Dieser geht aus den weltweiten Streikbewegungen hervor und hat von ebendiesen gelernt, unsere Vorstellung von Arbeit und Arbeiter*innenklasse zu erweitern, insbesondere auf den Bereich der gesellschaftlichen Reproduktion. Das Motto ist nicht «lean-in», sondern «kick-back». *Feminismus für die 99%* liefert eine scharfe Analyse der Krise unserer Gegenwart, lässt den Ausweg jedoch vage. Die Autorinnen sind sich dessen bewusst: «Gewiss, unser Manifest bietet keinen präzisen Entwurf einer Alternative, da diese nur aus den Kämpfen ihrer Verwirklichung hervorgehen kann.» (S. 102) So bleibt die Leser*in zwar von der Dringlichkeit eines Umsturzes überzeugt, aber doch etwas ratlos zurück. Ratlos auch deswegen, weil fraglich ist, wie die teilweise akademische Sprache (bei deren Übersetzung ins Deutsche aber die Geschlechtergerechtigkeit verloren ging) in die Leben der 99% gelangt. Sara Ahmeds Manifest fehlt es hingegen nicht an Handgreiflichkeit, das dazugehörige Survival-Kit, eine feministische Werkzeugkiste, strotzt nur so vor konkreten Ideen, sei es eine kleine Bibliothek unserer liebsten feministischen Autorinnen, die überall hin mitkommt, oder feministische Gegenstände, mit denen wir uns umgeben. Damit feministische Dinge das Erste sind, was wir sehen, wenn wir morgens aufwachen. Diese beiden Manifeste sollten im Survival-Kit für Spassverderber*innen auf keinen Fall fehlen.

Lea Dora Illmer

Natasha A. Kelly (Hg.): **Schwarzer Feminismus.** Grundlagentexte.

Unrast Verlag, Münster 2019 (232 S.)

Der Sammelband in deutscher Sprache mit Grundlagentexten des Feminismus umfasst Texte von Autorinnen, von denen ich viel gehört und von einigen schon etwas gelesen habe. Texte, wel-

che in meiner Zeit als junge Feministin so wichtig gewesen wären, weil sie andere Stimmen versammeln als die üblichen eurozentrischen, feministischen Referenzen. Ich denke, ich halte ein wichti-

ges Werk in Händen, das unseren Kanon erweitern wird. Und dennoch, bereits beim Lesen des Titels überfällt mich eine gewisse Skepsis. *Schwarzer Feminismus – Grundlagentexte*. Wer entscheidet erstens, welches Grundlagentexte sind, und zweitens, wer bestimmt den Referenzrahmen für den Schwarzen Feminismus? Dieses Buch versammelt ausschliesslich Stimmen Schwarzer US-amerikanischer Denkerinnen. Da ist meiner Meinung nach dem Verlag und der Herausgeberin ein Fauxpas unterlaufen, der nicht unkommentiert bleiben darf. Zumindest müsste dies im Titel wie auch im Vorwort klar benannt werden, zum Beispiel als «Schwarzer Feminismus – Analysen afroamerikanischer Feministinnen». Andere Stimmen Schwarzer Frauen werden dadurch vertuscht und marginalisiert, sodass ihnen eine eigenständige Existenz abgesprochen wird. Diesen die US-amerikanische Dominanz unterstreichenden Ausschluss betrachte ich als Folge des gängigen Verständnisses, dass der Globale Norden nur von sich selber lernen kann. So fehlen wichtige Perspektiven, die ihre feministische Analyse anders herleiten und abstützen – aus Erfahrungen und Wissenstraditionen des globalen Südens. Ich denke da zum Beispiel an Ama Ata Aidoo, Mariama Bâ, Ken Bugul, Wangaari Mathai, Nawal El Saadawi und viele mehr. Natasha A. Kelly berichtet in einem Interview auf der Webseite des Theaters HAU Hebbel am Ufer, dass ein zweiter Band veröffentlicht werde, in dem – so lässt das Gespräch vermuten – auch ein europäischer Schwarzer Feminismus Eingang finden wird.

Trotz obiger Kritik bin ich der Herausgeberin dankbar, dass sie die Texte der bekannten US-amerikanischen Schwarzen Feministinnen in einem Buch versammelt. Es ist wichtig für alle deutschsprachigen BIPOC von den Analysen Schwarzer Frauen zu erfahren und diese mit den eigenen Erfahrungen verbinden zu können. Menschen aus weiss dominierten, deutschsprachigen Ländern lassen solche Texte über den eigenen Tellerrand blicken und sie tragen zum Verständnis bei, welche weiteren Kategorien zu einer vollständigeren feministischen Analyse gehören.

Neben Gender sind das zwingend Race und Klasse, heteronormative Vorstellungen zu Paar- und Familienbeziehungen sowie Annahmen zur psychischen und physischen Unversehrtheit und vieles mehr.

Dass der europäische Feminismus heute Ausgrenzungs- und Unterdrückungsmechanismen vermehrt auch intersektional, also bezüglich Mehrfachdiskriminierung, zu analysieren vermag, verdanken wir den Schwarzen feministischen Vordenkerinnen, die die Verschränkung dieser Kategorien bereits Ende der 1970er-Jahre in den Diskurs einbrachten.

Barbara Smith, ein Mitglied des Combahee River Collective, schreibt in ihrem Text: «Wir analysierten unsere Leben und stellten fest, dass uns alles da draussen fertig macht. Race, class, gender und Homophobie» (S. 133). Viele der US-amerikanischen Schwarzen Denkerinnen referieren auf diese vier Kategorien, weil bis anhin der Feminismus weiss gedacht, der Rassismus männlich analysiert, der eigentlich weisse Marxismus nie als solcher beschrieben und die Heteronormativität das Mitwirken von lesbischen (und queeren) Aktivist*innen erschwert hatte. Auch die viel zitierte Audre Lorde appelliert an die Solidarität aller und verweist darauf, dass es keinen Sinn macht, Unterdrückungsformen zu klassifizieren. Es gelte, die Komplexität und Vielschichtigkeit der Unterdrückung zu erfassen und darzustellen. Erst eine solche Bewusstwerdung bietet Raum für Freiheit, schreibt Patricia Hill Collins in ihrem Beitrag des vorliegenden Sammelbandes (S. 216), der diese Suche nach Freiheit nun auch auf Deutsch zugänglich macht. Denn der fast schon revolutionäre Fakt, dass nun die «Schwarze Frau» als Subjekt ansprechbar ist, verdanken wir verschiedensten Schwarzen US-Feministinnen. Es brauchte und braucht noch immer deren Analyse und Theorieentwicklung ebenso wie die tägliche Organisierung von Gemeinschaften.

Der Sammelband umfasst acht Texte, welche zwischen 1851 und 2008 herausgekommen sind. Er ist chronologisch aufgebaut. Der erste Beitrag ist die Rede von Sojourner Truth aus dem Jahr 1851 mit dem Titel «Bin ich etwa keine Frau?».

Darauf folgen Reflexionen von Angela Davis «über die Rolle der Schwarzen Frau in der versklavten Community», das Statement des Combahee River Collective aus dem Jahr 1977 sowie ein Text von bell hooks, in dem sie beleuchtet, warum Schwarze Frauen zögern, Bündnisse mit weissen Feministinnen einzugehen. Zur Zeit der Befreiung versklavter Menschen gab es in der abolitionistischen Bewegung ein Bündnis zwischen weissen Frauen einerseits und Schwarzen Frauen und Männern andererseits, das sich für die Rechte aller einsetzte. Als jedoch das Frauenstimmrecht 1920 eingeführt wurde, wurde es Schwarzen Frauen aberkannt und kaum jemand setzte sich für sie ein. Erst Anfang der 1960er-Jahre wurde Schwarzen Frauen und Männern das Wahlrecht zugesprochen.

Auch die weiteren Autorinnen analysieren Machtverhältnisse entlang von Race, Gender und Klasse und dekonstruieren diese. Den Abschluss bildet ein Text von Patricia Hill Collins zur «Kraft der Selbstbestimmung», in dem sie die Wichtigkeit der Artikulation und die Kraft des Ausdrucks würdigt und dazu auf Beispiele in Blues, Film und Literatur eingeht. Dieses kreative Schaffen gab

und gibt noch heute Schwarzen Frauen die Möglichkeit, die eigenen Realitäten der Unterdrückung und Diskriminierung zu benennen und zu politisieren.

Insgesamt ist der Band flüssig zu lesen und ein wichtiges und ermutigendes Werk. Er würdigt einen Teil der Schwarzen feministischen Geschichte und fokussiert auf feministische postkoloniale Analysen aus einem Land, in dem das Verbot der Versklavung noch nicht sehr alt ist und das noch heute stark geprägt ist von rassifizierter Segregation in den Bereichen Arbeit, Bildung, Gesundheit, Politik und Wohnen et cetera. Diese offensichtlichen Beschneidungen der Schwarzen weiblichen Freiheit und die Ungleichbehandlung prägten den Blick der Schwarzen US-amerikanischen Feministinnen und schärften ihre Analysen. Deshalb ist es für uns in Europa wichtig, diese Stimmen zu hören und einzubeziehen. Wir können von ihnen lernen, in Zukunft vermehrt der wirkmächtigen Kategorie Race und der Unterdrückung durch Rassismus im Feminismus Platz zu geben. Denn wo Race als Analysekategorie fehlt, bleiben emanzipatorische, feministische Projekte kraftlos.

Rahel El-Maawi

Ulrike Knobloch (Hg.): **Ökonomie des Versorgens.** Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum.

Beltz Juventa, Weinheim 2019 (362 S.)

Mit dem Sammelband *Ökonomie des Versorgens – Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum* erschien Ende Sommer 2019 ein Buch, welches Perspektiven der feministischen Ökonomie in ihrer Vielfalt versammelt. Der Fokus liegt dabei auf den im deutschsprachigen Raum entwickelten Ansätzen feministischer Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsethik.

Nach wie vor ist Geschlechterforschung in den Wirtschaftswissenschaften wenig selbstverständlich, obwohl international seit Jahren dazu

geforscht wird. Zum Versäumnis der nicht vorhandenen Geschlechterperspektive – ein Umstand, der nicht gerade als Einzelphänomen dieser Disziplin bezeichnet werden kann und als solcher nicht weiter überrascht – kommt erschwerend hinzu, «dass die Wirtschaftswissenschaft lange von einer einzigen Denkschule dominiert wurde und zwar von der Neoklassischen Wirtschaftstheorie mit ihrer starken Marktfokussierung und Präferenzorientierung», wie Ulrike Knobloch in ihrer Einleitung erläutert (S. 11). Und weiter: «Parallel dazu existierten zwar immer

schon heterodoxe wirtschaftstheoretische Strömungen, aber an den Hochschulen, in der Wirtschaftspolitik und in den Medien waren sie lange wenig präsent.» (ebd.) Zweifelsohne handelt es sich bei diesem Buch also um eine wertvolle Pionierinnenleistung. Denn es versammelt Beiträge von Wissenschaftlerinnen aus drei Generationen, die uns Einblick in ihre Zugänge und Theorien aus kritisch-feministischer Perspektive gewähren, an denen sie meist schon viele Jahre, wenn nicht Jahrzehnte arbeiten. Das Buch ist in drei Teile gegliedert.

Der erste Teil versammelt Beiträge, die wirtschaftstheoretische Zugänge aus Geschlechterperspektive reflektieren und sie in diesem Sinne neu denken. So zeigt beispielsweise Maren Jochimsen eindrücklich, dass die allgemeingültige neoklassische Ökonomie mit ihrem Kredo der Symmetrie, der Unabhängigkeit und der absoluten Handlungsfähigkeit nur im Ausnahmefall zutrifft. In ihrer Theorie der «sorgsamten Ökonomie» geht sie deshalb von Asymmetrie, Abhängigkeit und begrenzter Handlungsfähigkeit als Normalfall aus – und stellt damit die neoklassische Ökonomievorstellung gründlich auf den Kopf. Oder Mascha Madörin, die in ihrem Beitrag herausarbeitet, dass in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung neben den drei gängigen Sektoren – Landwirtschaft, Industrie, Dienstleistung – ein wesentlicher Sektor fehlt, nämlich die Sorge- und Versorgungswirtschaft. Sie macht deutlich, warum dieser Sektor nicht länger ignoriert werden darf, wie er bislang organisiert und finanziert wird und wie dies wiederum die Geschlechterverhältnisse prägt.

Der zweite Teil versammelt Beiträge, die den Begriff Ökonomie um historische, sozioethische, räumliche und ökologische Perspektiven erweitern. Die Stadt- und Raumplanerin Barbara Zibell führt beispielsweise in ihr Denkmodell einer nachhaltigen Raumbewirtschaftung ein, welches nicht auf die Bedürfnisse der Norm-Lebensrealität eines männlichen Haupternährers fokussiert, sondern auf jene der unentgeltlich Sorgearbeitenden und somit, nach wie vor, insbesondere auf jene der Mütter.

Sabine Hofmeister, Helga Kanning und Tanja Mölders plädieren dafür, den Zusammenhang von Natur- und Geschlechterverhältnissen in ökonomische Theorien einzubeziehen. Sie zeigen auf, dass unser Naturverständnis nichts Gegebenes ist, sondern im Gegenteil, dass wir uns darüber verständigen müssen, «welche «Natur» wir wollen, welche Pflanzen- und Tierarten, welche Landschaften und Ökosysteme dazu gehören sollen und welche nicht.» (S. 223)

Der dritte Teil versammelt Beiträge, die einen Blick in mögliche Zukünfte werfen, indem sie sich mit der Um- und Neugestaltung von Wirtschafts- und Versorgungssystemen befassen. Andrea Baier diskutiert beispielsweise mögliche Zusammenhänge zwischen dem Subsistenzansatz, Intersektionalität und dem Neuen Feministischen Materialismus – wobei sie Subsistenz nicht nur materiell, sondern auch sozial versteht. Und Corinna Dengler denkt gemeinsam mit Miriam Lang den Diskurs der Postwachstumsökonomie weiter. Ihr Hauptfokus liegt dabei auf der Organisation von Sorgearbeit in einer Postwachstumsgesellschaft, welche nicht durch androzentrische, umweltschädigende, kapitalistische und koloniale Mechanismen geprägt ist. Sie erarbeiten eine Strategie der «schrittweisen, emanzipatorischen Entkommerzialisierung» (S. 316) hin zu einer «Commonisierung von Care» (ebd.), mit dem Ziel, dass Sorgetätigkeiten zwar unbezahlt, dafür aber kollektiv und dadurch gesellschaftlich anerkannt verrichtet werden.

Die Beispiele aus den jeweiligen Teilen ergeben zwar kein vollständiges Bild dieses Sammelbandes, aber es dürfte dennoch einen Eindruck vermitteln, in welcher Breite sich das Spektrum der Zugänge, Denkansätze und Lösungswege eröffnet. Und auch wenn sich die verschiedenen Beiträge nicht nur ergänzen, sondern sich bisweilen auch widersprechen, so haben sie mit dem Begriff der «Ökonomie des Versorgens» einen grossen gemeinsamen Nenner. Ausformuliert, bedeutet dieser gemeinsame und heterodoxe Nenner: «wirtschaftstheoretische Zugänge, die nicht androzentrisch und nicht nur auf den Markt bezogen, sondern geschlechterbewusst

und multisektoral sind, die die unbezahlte Versorgungswirtschaft in die Untersuchung systematisch einbeziehen und die die bisherige kapitalistisch orientierte Wirtschaftsweise mit ihrer Verwertungslogik auf der einen Seite und ihren blinden Flecken bezüglich der gesellschaftlich notwendigen unbezahlten Arbeit auf der anderen Seite reformieren und transformieren.» (S. 28) Mit anderen Worten: Androzentrismen und geschlechtsspezifische Zuschreibungen in den Wirtschaftstheorien sowie ihre Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse werden sichtbar gemacht und hinterfragt, wofür sich die Autorinnen auf vielfältige Vorgehensweisen aus der Geschlechterforschung und der ökonomischen Wissenschaft stützen können. Je nach Zugang wird der Parameter Geschlecht auf individueller Ebene (Geschlechtsidentität), auf sozialer Ebene (Geschlechterverhältnisse) oder auf struktureller Ebene (Geschlechterordnung) einbezogen und in Abhängigkeit von der jeweiligen Fragestellung durch weitere Kategorien ergänzt. In Bezug auf die zu versorgende Person handelt es sich dabei in erster Linie um die Kategorien Alter, Krankheit und Behinderung, während in Bezug auf die versorgenden Personen die Kategorien Klasse, Nationalität und Ethnizität eine wichtige Rolle spielen.

Ulrike Knobloch arbeitet in ihrer Einleitung deutlich heraus, «wie hilfreich, notwendig und wichtig nicht nur die Gemeinsamkeiten, sondern gerade auch die Unterschiede und gegebenenfalls auch Widersprüche sein können, um Ansatzpunkte für die Gestaltung geschlechter-

gerechter und zukunftsfähiger Wirtschafts- und Versorgungssysteme zu entwickeln.» (S. 28) Das wiederum «setzt voraus, dass die unterschiedlichen Vorgehensweisen mit ihren unterschiedlichen Gewichtungen nicht als zu beseitigendes Problem, sondern als grosses Potenzial gesehen werden und deutlich wird, wie sie sich ergänzen.» (ebd.)

Besonders deutlich kommt dies vielleicht zum Vorschein, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass sich nicht nur zwischen den einzelnen Beiträgen Widersprüche spiegeln. Auch innerhalb der verschiedenen Ansätze zeichnen sich Widersprüche ab, die sich aber keineswegs gegenseitig ausschliessen, sondern vielmehr zueinander in Beziehung gesetzt werden. So argumentiert Andrea Baier beispielsweise, dass eine Subsistenztheorie, die sich auf die spezifische Produktivität des gebärfähigen Körpers bezieht und in dieser Betonung der Geschlechterdifferenz zwar im Widerspruch zu dekonstruktivistischen Ansätzen steht, dass es aber dennoch bereits Versuche gibt, «queere Theorie mit materialistischer Theorie zu verbinden» (S. 258, Anm. 15).

Der Sammelband *Ökonomie des Versorgens* erlaubt einen bis anhin einzigartigen Überblick über den aktuellen Stand der im deutschsprachigen Raum entwickelten feministischen Wirtschaftstheorien, die ihr Potenzial für gesellschaftliche und politische Prozesse in Richtung einer gerecht(er)en und nachhaltig(er)en Wirtschaftsweise sowohl im Einzelnen aber insbesondere in ihrer Summe entfalten.

Mirjam Aggeler

Lise Vogel: **Marxismus und Frauenunterdrückung.** Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie.

Unrast Verlag, Münster 2019 (324 S.)

Lise Vogels Werk von 1983 ist schon beachtlich alt, doch siedelt es sich erstens in einer eher zeitlosen Debatte um Grundbegriffe und Analyse an und ist zweitens erst in jüngster Zeit vermehrt rezipiert worden. Daher ist das Interesse am Originaltext gewachsen.

Den Bogen von 1983 zu heute spannt die aktuelle Einleitung von Frigga Haug. Die Rezeption sei nicht immer im Sinne der Autorin ausgefallen, vertritt Haug. Vogel werde gerne als Begründerin einer «neuen sozialen Reproduktionstheorie» gefeiert, obwohl sie ganz im Gegensatz dazu, die «alte» marxistische Theorie zu beleben versuche und den Begriff «neu» selber nie verwendet habe. Zur Klärung hat Haug mit Vogel korrespondiert. Diese aktuelle, in die Einleitung eingeflossene Diskussion des Werks macht die im Oktober 2019 erschienene Übersetzung durch den Unrast Verlag verdienstvoll: Nun kann, wer will, Vogels Text auf Deutsch studieren und selber über die Stichhaltigkeit der Rezeption urteilen, wofür Haugs Einleitung eine praktische Starthilfe bietet.

Lise Vogel ist eine sozialistische Feministin, die mit der Behandlung der sogenannten «Frauenfrage» durch die sozialistische Tradition sehr unzufrieden ist. «Entscheidend ist, dass die sozialistisch-feministische Theorie bisher nicht in der Lage war, eine theoretische Untermauerung zu entwickeln, die ihrem strategischen Unterfangen der klassen-, race-, alters- und geschlechterübergreifenden Organisation von Frauen gerecht wird.» (S. 68) Dafür, so ihre Überzeugung, braucht es eine genaue Lektüre der klassischen Texte. Diese sind zwar auf Mängel und Versäumnisse zu prüfen, aber bleiben das beste Analyseinstrument für das Funktionieren der Klassengesellschaft in ihrer Gesamtheit.

Das Buch ist äusserlich hässlich und trägt einen sperrigen Titel. Der Text hingegen erweist sich oft als scharfsinnig und ab und zu sogar als

witzig, leider zu seltene Eigenschaften in der Theorieproduktion. Dennoch bleibt es ein theoretisches Werk, wie Vogel im Vorwort entschuldigend schreibt. Die heute emeritierte Soziologie-Professorin aus den USA hat sich um einen zugänglichen Text bemüht, der wohl deshalb auch viele Wiederholungen beinhaltet. Wir erkennen darin das Ringen um Genauigkeit, gekoppelt mit der Erfahrung aus Diskussionen, die Vogel als «obskure Übung in marxistischer Pedanterie» bezeichnet, so beispielsweise die Hausarbeitsdebatte der 1970er-Jahre. (S. 53)

Vogel diskutiert im ersten Teil des Buchs einige Texte von sozialistisch-feministischen Kolleginnen, die vor ihr um eine vereinheitlichte Analyse bemüht waren, dies aber aus einer «Zwei-System-Perspektive» taten. An ihnen übt sie die Kritik des Verharrens im Dualismus – in Kapitalismus und Patriarchat, Produktions- und Reproduktionsweise oder Klassen- und Geschlechtersystem. Damit begründeten und verstärkten sie den Gegensatz zwischen Marxismus und Feminismus eher, statt ihn wie gewünscht aufzuheben. Die Ursache dieses Widerspruchs ortet Vogel im zu einfachen und praktischen Rückgriff auf Friedrich Engels und den *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* von 1884. Eine Schrift zwar, mit der sich eine starke Rückendeckung für autonome Frauenorganisation begründen lasse, doch eigentlich widerspiegle sie Engels in seinem schwächsten Moment und konstituiere besagten Dualismus. Eine Schrift aber, die sich für die historische sozialistische Bewegung als enorm wichtig erwiesen habe, genauso wie das Buch von August Bebel *Die Frau und der Sozialismus*, der Bestseller unter den sozialistischen Klassikern, der die Produktionssphäre gänzlich vernachlässigt habe. Die beiden Werke seien so zum historischen Hemmschuh für eine konstruktive und theoretisch fundierte Heran-

gehensweise geworden, welche Marx' Spätwerk bieten würde. Deshalb räumt ihnen Vogel viel Platz ein, mehr sogar als dem Gesamtwerk von Marx und Engels. Für Personen, die nicht sozialistisch bewandert sind, mag das beschwerlich und überflüssig sein, für jene, die die sozialistische Tradition kennen, ist die detaillierte Auseinandersetzung mit dieser in der sozialistischen Bewegung verankerten Theorie jedoch sehr sinnvoll.

Doch zunächst macht sich Vogel im zweiten Teil ihres Werks auf die Suche nach verwendbaren Aussagen im Gesamtwerk von Marx und Engels und kommt zum Schluss: «Genau genommen haben Marx und Engels ganz schön viel dazu gesagt, auch wenn es nicht ansatzweise genug gewesen ist.» (S. 74) Sie kritisiert das biologistische Frauenbild und das Nicht-Überwinden des Konzepts von Natürlichkeit, das das 19. Jahrhundert und mit ihm die Klassiker prägte. In Verteidigung der letzteren betont sie aber, dass deren hauptsächliches Erkenntnisinteresse auf der Analyse der Produktionsverhältnisse gelegen habe. Es sei deshalb wenig überraschend, dass ihr Werk die Geschlechterentwicklung und die Beziehung zwischen den Geschlechtern nur unzureichend beleuchtet hat.

Es mag überraschen, dass neben Zetkin Lenin unter den zitierten Klassikern am positivsten abschneidet, obwohl die Geschlechterfrage in seinem Gesamtwerk nicht viel Raum einnimmt. Lenin sprach sich in seinem Anschreiben gegen reformistische und revisionistische Tendenzen innerhalb der Bewegung unzweideutig für rechtliche Gleichstellung aus. Erst diese würde es Frauen zu erkennen ermöglichen, dass die «Quelle ihrer ›Haussklaverei‹ der Kapitalismus ist und nicht die Rechtlosigkeit» (S. 178). In späteren Jahren bestärkte ihn die Tatsache, dass die russische Revolution auf gesetzlicher Ebene Gleichheit geschaffen hatte, dies aber das Problem nicht ansatzweise gelöst hatte. Politische Rechte erwiesen sich als zwingende, aber keineswegs ausreichende Ausgangslage. So legte Lenin stärkeres Gewicht auf die materielle Unterdrückung innerhalb des einzelnen Haushalts und forderte ent-

sprechend die Erziehungsarbeit unter Männern, in der Partei wie bei den Massen. Doch weder Zetkin noch Lenin gelang es, in dieser Frage nachhaltig auf die sozialistische Bewegung zu wirken. Der Bezug zu Lenin ist für Vogel auch deshalb wichtig, weil sie Ungleichheit als ein zentrales Kampfterrain betrachtet, das einzige, von dem Frauen als Kategorie klassenübergreifend betroffen sind.

Im vierten und letzten Teil, der mit «Von der Frauenfrage zur Frauenbefreiung» betitelt ist, macht sich Vogel dann an die Aufgabe, das marxistische Erbe zu aktualisieren. Dabei beschränkt sie sich auf Frauen der ausgebeuteten Klasse, Frauen des Bürgertums unterstehen anderen Bedingungen. Ausserdem bespricht sie Mechanismen, die die Ausbeutung und die Klasse in ihrer Gesamtheit betreffen; Einzelfälle können sehr wohl aus dem Rahmen fallen, ohne das Grundsätzliche zu widerlegen. Sie geht betont abstrakt vor, historische Werke könnten und müssten gänzlich unterschiedliche Erscheinungsformen des Phänomens zu Tage fördern.

Ökonomischer Kern und weibliches Spezifikum, das die Frauenunterdrückung bedingt, bleibt dabei immer die Gebärfähigkeit und die personelle Reproduktion der Arbeiter*innenklasse. Arbeitsteilung und Familienmodelle sind soziale Konstruktionen, die den zukünftigen Ersatz der Arbeitskraft für das Kapital bei möglichst wenig «Einbusse» an Mehrwert garantieren soll. Dies geschieht durch «die Versorgung von Frauen mit Subsistenzmitteln durch Männer während der Zeit, in der sie ein Kind austragen» (S. 213). Die herrschende Klasse fördere die männliche Vorherrschaft innerhalb der ausgebeuteten Klasse, tue das aber immer auch angepasst an konkrete Entwicklungen der Klassengesellschaft, weshalb jede Spielart anzutreffen ist – von gut ausgebauten Sozialsystemen, wo Frauen wichtiger Teil der Mehrproduktion sind, über komplette Vernachlässigung derselben. Aber, das betont Vogel mehrfach, im Grunde erfordere die kapitalistische Reproduktion nur die Verfügbarkeit von Arbeitskräften, üblich sei aber eine institutionalisierte Herangehensweise.

Des Weiteren geht sie auf die Hausarbeit ein, die in der Klassengesellschaft als getrennte Sphäre behandelt wird, obwohl darin notwendige Arbeit geleistet wird. Die kapitalistische Klasse wird darum bemüht sein, die Reproduktion der Arbeitskraft auf einem tiefen Kostenniveau zu halten und die Hausarbeit auf ein Minimum zu reduzieren, was Anlass für Klassenkampf gibt. Der ausbezahlte Lohn entspricht zwar einer ökonomischen Logik, trägt aber auch historische und moralische Elemente in sich, die aus diesem Kampf entspringen. Die oft vertretene Forderung nach einem «Familienlohn» sieht Vogel entsprechend kritisch, zentrale Bedingung für den weite-

ren Kampf sei das Wegkommen von den «rigiden ideologischen Vorstellungen von der Familie der Arbeiterklasse» (S. 228).

Das Buch endet überraschend pamphletartig mit viel «vorwärts-Optimismus», der innerhalb des abstrakt gehaltenen Werks seltsam anmutet. Der Artikel aus dem Jahr 2000, der angehängt ist, fängt das wieder auf und bietet eine Zusammenfassung. Diese kann ein alternativer Zugang zu Vogels Theorie sein für «Faule», die sich nicht ausführlich mit politischer Ökonomie befassen wollen. Wer das aber möchte, findet in diesem Werk anregende und überzeugende Argumente zu marxistischen Grundbegriffen.

Claudia Graf

Frigga Haug: **Selbstveränderung und Veränderung der Umstände.**

Argument Verlag, Berlin 2018 (349 S.)

«Älter geworden, erkennt man alte Fehler, kann sich korrigieren, im neuen Licht anderes gewinnen. Noch schmerzen alte Wunden» (S. 7), schreibt die marxistische Feministin Frigga Haug im Vorwort ihres Buches über die Selbstveränderung. «Selbstveränderung und Veränderung der Umstände fallen in revolutionärer Praxis zusammen.» (S. 19) So lautet ihr Leitmotiv. Sie orientiert sich dabei an der ersten Feuerbachthese von Karl Marx.

Frigga Haug kommt 1937 zur Welt. Sie besucht in den 1950er-Jahren das Mülheimer Mädchen-gymnasium mit Töchtern von Anwälten, Ärzten und Industriellen. Ihre akademisch gebildete Mutter ist Kriegswitwe. Frigga wählt an der Mittelschule die sprachliche Abteilung. Sie zählt damit schon ein wenig zur Elite. Wer den hauswirtschaftlichen Zweig belegt, macht nur ein «Puddingabitur». 1957 nimmt Frigga Haug in Berlin ihr Studium der Soziologie und Volkswirtschaft auf. Sie heiratet dann «irgendwann» einen Medizinstudenten aus der DDR, zieht mit ihm «unverhofft schwanger» aufs Land und nach zwei Jahren alleine mit dem Kind in die Stadt zurück.

Hier ehelicht sie 1965 den Philosophen Wolfgang Fritz Haug. Die beiden arbeiten seither bei der Zeitschrift *Das Argument* zusammen. 1968 gründet Frigga den Aktionsrat zur Befreiung der Frau mit. 1971 legt sie ihre viel beachtete Diplomarbeit zur *Kritik der Rollentheorie* vor. 1976 promoviert sie mit einer *Kritik des Rollenspiels* in Psychologie. In diesem «weichen» Nebenfach verspürt sie, politisch engagiert, «ein schlechtes Gewissen beim Befassen mit mir selbst» (S. 9). Als Assistentin an der Freien Universität Berlin unterrichtet sie nun Bildungsökonomie und hilft mit, eine Kritische Psychologie aufzubauen. Sie will «die Kontrolldisziplin in eine Wissenschaft der Befreiung» verwandeln. Nach ihrer Habilitation (1978) lehrt Frigga Haug an diversen Hochschulen. 2001 endet ihre Verpflichtung an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik. Zahlreiche Publikationen liegen von ihr zur Alltagsforschung, zu Frauen-Politiken, Erinnerungskulturen, Lernverhältnissen, Rollentheorien und marxistischer Theorie vor. Frigga Haug greift diese Schwerpunkte auch in ihrem Buch über die Selbstveränderung auf, in dem sie frühere Texte

aufnimmt, kontextuell verortet und weiterführend debattiert.

«Auf der Suche nach einer nützlichen Wissenschaft» entwickelt Frigga Haug in den 1970er-Jahren eine «Kritische Psychologie als Theorie und Praxis» (S.19) mit. Wichtige Elemente enthält ihr Vortrag «Soziale Beziehungen und gesellschaftliche Verhältnisse in kritisch-psychologischer Analyse», den sie am Internationalen Kongress Kritische Psychologie vom 13–15. Mai 1977 in Marburg gehalten hat. Er findet sich im Buch über die Selbstveränderung nachgedruckt (S. 21–30). Hier arg verkürzt: Gängige Psychologie konzentriert ihre Theoriebildung auf die individuelle Praxis. Zunehmende Erkrankungen erhöhen den Bedarf an «Sozialtechniken». Damit sind Theorien gefragt, die menschliches Handeln antizipieren, das individuelle Verhalten in der Gesellschaft akzentuieren und die «Psychologisierung der Soziologie» mit einer «Soziologisierung der Psychologie» (S. 22) verbinden. Interaktionistische Ansätze und Rollentheorien zeugen davon. Sie modifizieren systemkonforme Reiz-Reaktions-Ketten und reduzieren Beziehungen weitgehend auf das funktionelle Erfüllen von Erwartungen. «Die Gesellschaft erscheint dabei als Theaterstück.» (ebd.) Vernachlässigt bleiben reale Beziehungen, die von historisch entstandenen und von Interesse geprägten Alltagserfahrungen ausgehen. Wichtig ist der Blick von unten. Er schärft das Augenmerk dafür, wie die konkrete «Produktion des Lebens» die Gesellschaft in Klassen spaltet und «die Einzelnen sich zusammentun, um die Welt ordentlicher einzurichten» (S. 28).

In einem Zwischenhalt ergründet Frigga Haug auch, wie sich im Zusammenleben das Verhältnis zur Natur zeigt. Sie tut dies historisch rekonstruktiv, nicht analytisch deduktiv. Und sie diagnostiziert, noch vor den Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima, «dass der Mensch sich die Natur unterwirft, statt sich an sie anzupassen» (S. 32). Mit Auszügen aus ihrer Dissertation vertieft Frigga Haug ihre *Kritik des Rollenspiels* (1977). Die Rollentheorie bewirkt Anpassung und lenkt von gesellschaftlichen Widersprüchen ab. So lautet ihr Einwand. Ein weiterer

Einwand gilt dem Philosophen Jürgen Habermas. Das simple Verbessern des Dialogs schürt als oberflächlicher «Fassadenputz» (S. 41) die Illusion einer «herrschaftsfreien Kommunikation, ohne die Herrschaft auch nur anzutasten» (ebd.). Dazu passe die Intention, einen Teamgeist herzustellen, «der auf die Bedingungen für eine wirkliche Kooperation und Kollektivität verzichten kann» (ebd.). Die fiktive Gleichheit im Rollenspiel führe ferner dazu, die wirkliche Ungleichheit als Spielart von Gleichheit wahrzunehmen. Zudem erlaube die Einfühlung bei gegensätzlichen Interessen, «in die Unterdrückung der eigenen Klasse einverständlich sich hineinzufühlen» (ebd.). So mache Einfühlung blind, und teilweise erhellende Rollenspiele trügen mehr dazu bei, manipulativ zu deformieren, als mündig zu emanzipieren. Daher sollten beim Verhalten von Einzelnen die Bedingungen mit gezeigt werden, die es möglich machten. «So wird das Verhalten aus seinen Bedingungen erklärlich, die Kritik richtet sich auf die Verhältnisse, unter denen es möglich war, nicht auf den Menschen, als dessen Tat es erschien.» (S. 49)

Frigga Haug analysiert, wie menschliches Handeln gesellschaftliche Verhältnisse dokumentiert. In ihrem Zugang rekurriert sie auf den Schriftsteller Bertolt Brecht, der sich sozialen Realitäten über Verfremdungen und Zuspitzungen annähert. In einem Nachtrag reflektiert sie, unter welchen Bedingungen sie zu welchen Erkenntnissen gekommen ist. Zum Beispiel in der Frauenforschung. Auszüge aus *Frauenformen* (Haug 1980) vergegenwärtigen eigene Erfahrungen. Viele sind im Kollektiv mit andern Frauen entstanden. Akteurinnen aus dem Sozialistischen Frauenbund erinnern ihren Prozess der Vergesellschaftung. Sie vollziehen ihren Werdegang und ihre Lebensweise im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen nach, diskutieren auch marxistische und literarische Quellen sowie konkrete Aktionen. «Wir traten öffentlich auf und spielten Theater, das heisst wir führten kleine selbstgeschriebene Stücke auf, die so etwas wie Lehrstücke sein sollten. Alle schrieben ihre Erinnerungsgeschichten als Anfänge möglicher Alltags-

literatur und zugleich als erste Proben der Erkundung weiblicher Vergesellschaftung.» (S.57) Dies mit dem Ziel, «mehr Erkenntnisse über Frauenunterdrückung und Befreiung zu gewinnen und gleichzeitig die Verallgemeinerung nicht bloss als Wissenschaft zu formulieren, sondern politisch eingreifend zu verbreiten» (S.59). Ein Text befasst sich mit dem offenbar polarisierenden Aufstieg der Publizistin Alice Schwarzer und der Zeitschrift EMMA. Er nimmt Fragen auf, die wir uns alle stellen müssen: «Warum stehst du vorne, wenn ihr alle gleichberechtigt seid? Seid ihr am Ende gar kein Kollektiv?» (S.61) Die Gunst, die liberale Männer gegenüber der EMMA aufbringen, deute wohl darauf hin, «dass die Geschlechterverhältnisse ein geeignetes Arrangement sein können, bestehende Herrschaftsverhältnisse abzusichern» (S.64). Eine feministische Politik, «welche die Befreiung der Frauen als Befreiung aller Menschen erstreiten will» (ebd.), gelte indes als systemgefährdend.

«Das Geschlechterverhältnis ist also ein Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse.» (S.80) Dieses Fazit nimmt Frigga Haug im späteren Aufsatz «Wir wollen alles!» (1983) auf. Sie geht im Kapitel «Selbstveränderung und das Politische» (S.76) darauf ein. Eine Frauenbewegung ohne Einbindung in das sozialistische Projekt blockiere sich selbst. Wobei der Kampf gegen Sexismus und Profit unterschiedliche Logiken berücksichtigen müsse. Methodologisch fragt sie: «Wie kann man Gedanken entwickeln unter Widersachern. Ohne dass diese Gegnerschaft den Gedankenfluss kanalisiert?» (S.84) Zumal wir «durch das Echo» lernen, «das andere geben» (S.85).

Wer sich selbst erkennen will, muss Kollektive als Korrektive nutzen und sich intensiv mit der Dialektik zwischen inneren und äusseren Anteilen auseinandersetzen. Frigga Haug erläutert diese Anforderung unter anderem anhand der All-

tagsforschung (S.138) und der Dynamik zwischen Subjektivität und Politik (S.303). Sie reflektiert auch ihren persönlichen Umgang mit ausgrenzenden Erfahrungen, beispielsweise beim Entwickeln eines marxistischen Feminismus. So denkt sie immer wieder die Selbstveränderung und die Veränderung der Umstände zusammen. Dieser rote Faden zieht sich durch das ganze Buch. Das Organisieren von Aufklärung und Widerstand ist für Frigga Haug ein zentrales Lebensmotiv. Wer gesellschaftliche Strukturen humanisieren will, muss machtgeprägte Interessen angehen, ohne soziale Mängel moralisierend zu individualisieren. Engagiert zu sein, verlangt auch «zuhören zu lernen, die so komplexe Wirklichkeit immer weiter zu studieren, die Antworten nicht schon immer zu wissen» (S.107). So zeigt sich im Alltag nicht nur vorherrschende Systemrationalität, sondern auch widerständige Gegenrationalität (S.147). Vor allem, wenn Leute für sich selbst sprechen.

Wer das Politische im Persönlichen wahrnimmt, sieht «den Alltag auch als Quelle, aus der Wissen zu schöpfen ist»; beispielsweise «für die vielfältig verschwiegene Dimensionen weiblicher Sozialisation» (S.148). Was Frigga Haug für die Alltagsforschung und Erinnerungskultur postuliert, setzt sie ebenfalls in ihrer umfassenden theoretischen und politischen Arbeit um. Sie weigert sich, «alles determiniert [...] aus sozialen Verhältnissen zu denken» oder subjektives Handeln «allein ins Belieben von Einzelnen» zu stellen (S.154). Sie erhellt vielmehr, was wir von den gesellschaftlichen Verhältnissen *wie* wahrnehmen, mit Bedeutung versehen und ins eigene Leben einbauen (S.155). Schade bloss, «dass für die eigenen Versuche, neues Land zu gewinnen, ein ganzes Leben nicht ausreicht» (S.159). Das gilt selbst für Frigga Haug. So dicht, gehaltvoll und gründlich ihr Buch daherkommt.

Ueli Mäder

Francesca Falk: **Gender Innovation and Migration in Switzerland.**

Palgrave Pivot, London 2019 (96 S.)

Mit ihrem Buch *Gender Innovation and Migration in Switzerland* beschreibt Francesca Falk die historischen Auswirkungen von Migration in geschlechtsspezifischen, innovativen und sozialen Praktiken. Ihre Arbeit ist besonders wertvoll für die Erweiterung der sozialen Vorstellungskraft von Ländern, Bürgerinnen und Bürgern, die mehr integrative und geschlechtergerechte Konzepte für die nationale Identität nötig haben.

Falk beschreibt Migrationsprozesse und die Emanzipation von Frauen in einem auf Handlungsbefähigung ausgerichteten Ansatz. Hiermit betont die Autorin die aktive Rolle von Frauen bei der Gestaltung bedeutender historischer Ereignisse. Sie zeigt verschiedene Arten von Ungleichheiten und Privilegien auf, basierend auf Geschlecht und Migration, und verfolgt insbesondere ihre Entstehung im Schweizer Kontext. Sie untersucht unterschiedlich miteinander vernetzte Bereiche, wobei sie sich besonders auf verschiedene Schnittstellen zwischen Migration und Geschlecht konzentriert. Falk bearbeitet den Einfluss von Migrantinnen auf die Schweizer Gesellschaft in folgenden Themenbereichen: Zugang von Frauen zu Hochschulbildung, Arbeit und Politik, Veränderungen in Bezug auf Geschlechterdifferenzen, die Art und Weise, wie Kindergartenstrukturen eingeführt wurden sowie das Frauenwahlrecht. «Diese Felder wurden ausgewählt, um zu zeigen, dass Migration in verschiedenen Konstellationen zu geschlechtsspezifischer Innovation führte.» (S. 20)

Im ersten Kapitel beschreibt Falk das politische Engagement ihrer emanzipierten, aus Norditalien stammenden Mutter, die in einem konservativen Schweizer Kanton lebt. Die Autorin vermittelt einen Einblick in die wertvollen Beiträge von Migrantinnen im Kampf für die Gleichstellung der Geschlechter in der Schweiz. Die Vergleiche zwischen dem von ihrer Mutter beschriebenen Befreiungskampf der Frauen in Italien und in

der Schweiz machen deutlich, dass die Schweiz im Vergleich zu anderen europäischen Ländern zurückgeblieben war (und ist). Die Anekdoten über die Eigenheiten im Zusammenhang mit Geschlechterverhältnissen im Heimatdorf der Mutter geben dem Buch eine intime Perspektive. Diese biografische Note, kombiniert mit umfangreichen Forschungsberichten, die die Stimmen anderer Migranten und Migrantinnen hervorheben, bilden eine verständliche und fundierte Grundlage für eine Nacherzählung der Schweizer Geschichte.

Darüber hinaus fügen Falks eigene Überlegungen zu den politischen Aktivitäten ihrer Mutter und den Reaktionen ihrer traditionellen Umgebung dem Buch eine weitere Dimension hinzu, nämlich die Reflexion der zweiten Generation. So beschreibt Falk etwa hauswirtschaftliche Ausbildungskurse für Mädchen, wie sie sie selbst erlebt hat, und Geometrikurse, in der Regel den Jungen vorbehalten, die diese, im Gegensatz zu den Mädchen, auf eine höhere Ausbildung vorbereiteten.

In Kapitel drei wird die Veränderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung anhand einer Darstellung der Schweizer Auswanderung mit ihrer kolonialistischen Dynamik in den Aufnahmeländern veranschaulicht. Unterlegt ist dies von einer Analyse der Migration indischer Krankenschwestern von Kerala nach Deutschland, Österreich und in die Schweiz. Hier macht die Autorin erneut auf die unkritische Übernahme von Erzählungen aufmerksam. Falk präsentiert eine alternative Interpretation von Fakten mit neuen Konstellationen von Geschlechterverhältnissen. Dunkle Seiten dieser emanzipatorischen Prozesse werden ebenfalls erwähnt.

Ein wichtiges Ergebnis der Einreise von Migrantenfamilien nach dem Zweiten Weltkrieg, wie in Kapitel vier dargestellt, war die Feststellung, dass es der Schweiz an einem Kinderbetreuungssystem fehlte. Demzufolge trugen migrantische

Frauen stark zur Einrichtung der Schweizer Kindergarteninfrastruktur bei. Dass diese noch heute unzureichend ist, lässt die Autorin nicht unerwähnt. Ausserdem wird in diesem Kapitel erläutert, wer im Sektor Kinderbetreuung unter welchen Bedingungen beschäftigt wird. In der Regel sind es junge Migrantinnen und Frauen der zweiten immigrierten Generation, die unter prekären Bedingungen arbeiten. Des Weiteren wird die zunehmende Präsenz von männlichem Personal in Kindergärten als Folge der migrationsbedingten Veränderung der Geschlechterverhältnisse dargestellt.

Im Kapitel fünf geht Falk auf die Pionierinnenrolle der Frauen aus dem ehemaligen Zarenreich ein, die im 19. Jahrhundert an Schweizer Universitäten studierten. Sie ebneten den Schweizerinnen den Weg, vom Recht auf Hochschulbildung Gebrauch zu machen. Falk führt die LeserInnen beispielsweise in die Geschichte von Nadezhda Suslowa ein, die erste Frau, die in der Schweiz promovierte. Suslowa beeinflusste auch die erste Schweizer Ärztin, Marie Heim-Vögtlin, zu Beginn ihres Studiums. Es überrascht nicht, dass in den etablierten Schweizer Geschichtsbüchern Bezugnahmen auf im Ausland geborene Frauen kaum zu finden sind.

Weiter wird die Geschichte von Anna Tumarkin vorgestellt, der ersten Frau, die eine ausserordentliche Professur im deutschsprachigen Raum erlangte. Tumarkin war die erste Frau in Europa, die für die Betreuung von Doktoranden qualifiziert war. Die Autorin macht deutlich, dass Tumarkin trotz ihrer Leistungen damals nicht richtig anerkannt wurde. Ihr wurde eine volle Professur verweigert, nur weil sie eine Frau war. Falk weist darauf hin, dass diese mangelnde Anerkennung bis heute gegeben ist. Mit der Geschichte von Tumarkin und mit ein paar persönlichen Details wird das schwierige Leben dieser jungen Akademikerinnen dargestellt, die im 19. Jahrhundert, oft als Flüchtlinge, in die Schweiz kamen.

In Bezug auf das Thema Frauenwahlrecht zeigt Falk, wie namhafte Kämpferinnen für Frau-

enrechte in der Schweiz durch MigrantInnen für ihre Anliegen inspiriert und beeinflusst wurden. Zum Beispiel Marie Goegg-Pouchoulin aus Genf, die den Migranten Amand Goegg kennenlernte. Nach seiner Ausweisung zog sie mit ihm 1854 nach London und kam dort mit der englischen Frauenbewegung in Kontakt. Marie Goegg-Pouchoulin gehörte zu den Gründerinnen des ersten Schweizer Vereins zur Förderung der politischen und rechtlichen Gleichstellung von Frauen. Ein weiteres Beispiel in Kapitel sechs ist Tilo Frey, eine der unzähligen Kämpferinnen für das Frauenwahlrecht. Sie wurde 1971, nach Einführung des Frauenstimmrechts, als eine der ersten Frauen und ausserdem als schwarze Frau in den Nationalrat gewählt.

Abschliessend reflektiert die Autorin über die Tendenz, migrationsbezogene Tatsachen in der Geschichte wegzulassen. Falk schlägt für die aktuelle und zukünftige Geschichtsschreibung vor, die Auswirkungen der Migration anzuerkennen und für die LeserInnen sichtbar zu machen. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag für die Migrationsgeschichte. Es stärkt und motiviert die LeserInnen. Die wichtigen Beiträge von Migrantinnen und ihre proaktive Rolle sind eine Inspirationsquelle für den Alltag. Denn Migrantinnen sind starke Akteurinnen des Wandels in einer Gesellschaft, die noch lernt, deren Leistungen anzuerkennen.

Gemäss Falks Forderung nach einer «Migrantisierung» unseres Verständnisses der Vergangenheit wäre eine deutsche Übersetzung des Buches (aktuell in Englisch vorliegend) sehr willkommen. Ihr Ansatz würde dazu beitragen, den Weg für den Dialog mit eher traditionalistischen Lesarten der Geschichte zu eröffnen. Zum Beispiel würde es mir die Möglichkeit geben, meiner Zürcher Grossmutter einen Zugang zu einer alternativen Sicht der Vergangenheit zu bieten, um auf diese Weise einen Weg für aufschlussreiche Diskussionen und einen fruchtbaren Boden für eine generationenübergreifende Gender-Innovation zu eröffnen.

Carolina Hutmacher

Antje Schrupp: **Schwangerwerdenkönnen.** Essay über Körper, Geschlecht und Politik.

Ulrike Helmer Verlag, Rossdorf 2019 (192 S.)

«Kinder zu bekommen bedeutet, in der gesellschaftlichen Diskursdisko tanzen zu gehen. Manchmal bis die Füße bluten.» Um dieses prägnante Bild von Jana Ballenthien aufzugreifen: Während vor fünfzig Jahren in Sachen Familie noch Slow Fox angesagt war, tanzen wir uns heute zur Tarantella des Gleichstellungsdiskurses die Füße wund. Warum bloss scheinen sich alle Bestrebungen nach einem Leben in Freiheit und Gleichheit in Luft aufzulösen, sobald die Anzeige auf dem Schwangerschaftstest ein + anzeigt? Was die «anderen Umstände» für ungeahnte Folgen haben, darüber hat Antje Schrupp schon 2009 in ihrem Buch *Was wäre wenn? Über das Begehren und die Bedingungen weiblicher Freiheit* nachgedacht. Damals stellte sie klar, dass es ihr nicht um die «Reanimierung alter Weiblichkeitsmythen» (2009, 37) gehe, sondern darum, mit einem neuen Blick auf mütterliche Tätigkeiten einerseits die Freiheit der Frauen ins Zentrum zu stellen (und nicht deren Nützlichkeit für Familie, Wirtschaft etc.) und andererseits die «konkreten körperlichen Bedingungen des Mutterseins» zu reflektieren, «ohne daraus biologistische Schlussfolgerungen abzuleiten» (2009, 38). Hier hakt Schrupp mit *Schwangerwerdenkönnen* zehn Jahre später wieder ein.

Mit *Schwangerwerdenkönnen* ist Schrupp ein provozierender Essay gelungen. In neun Kapiteln lässt sie keines der «heissen Eisen» aktueller feministischer Debatten aus. Sie analysiert die Entstehung der heterosexuellen Matrix aus historischer Perspektive und diskutiert die Naturalisierung von Geschlecht im queeren* Geschlechterdiskurs. Sie erläutert die Konstruktion der Vaterschaft zur Legitimierung des Patriarchats und konstatiert die real gelebten Veränderungen verschiedenster Familienmodelle. Pointiert schildert sie die Entwicklungen der Reproduktionsmedizin und den juristischen Wild-

wuchs in Bezug auf Leihmutterschaft und kommt zuletzt auf das Phänomen der «schwangeren Männer» zu sprechen. Dabei versteht es Schrupp, historische Diskursstränge, persönliche Erfahrungen, Statistiken, krasse Beispiele und hin und wieder eine gehörige Portion Sarkasmus zu weben. Das liest sich leicht und schlüssig, wobei der rhetorische Schmiss niemals zulasten von klaren Positionierungen geht.

Zwei Überlegungen liegen Schrupps Denken rund um das Schwangerwerdenkönnen zugrunde. Zum einen trennt sie die reproduktive Differenz von der Geschlechterdifferenz, um zu zeigen, dass beide zwar zusammenhängen, aber eben nicht deckungsgleich sind. Das Frausein, so Schrupp, ergebe sich nicht durch den Besitz, die Funktionsfähigkeit und den Gebrauch eines Uterus, sondern durch das bewusste Sich-Positionieren innerhalb des «Geschlechts der Frauen», der weiblichen Genealogie (S.16). Zum anderen unterscheidet sie die Person, die schwangerwerden kann, von der Schwangeren sowie der Mutterschaft als «sozialer Tätigkeit». Diese Entflechtung dient dazu, die absurde Diskriminierung von Menschen, die vielleicht schwangerwerden können, aufzuzeigen (S.65f.) sowie den geburtlichen Übergang vom pränatalen körperlichen Zustand der Schwangerschaft zum postnatalen sozialen Zustand der Mutter-Kind-Beziehung thematisieren zu können (S.122f.). Dank diesen Unterscheidungen kann Schrupp überzeugend dafür plädieren, dass die Biologie wieder in den feministischen Diskurs zurückgehört. Es gilt anzuerkennen, dass die «Beziehung der Schwangeren zu dem Wesen in ihrem Körper im Kern eine biologisch-materielle» (S.40) ist.

Einen Ansatz, über die Bedingungen des schwangeren Subjekts nachzudenken, bietet Antoinette Fouque. Für sie ist Schwangerschaft die Verbindung von Zustand und Tat, eine aktive und

zugleich passive Angelegenheit. Menschen, die Ideen ausbrüten, die mit Projekten schwanger gehen, kennen diesen Zwischenzustand aus eigener Erfahrung. Schwangerschaft ist folglich nicht ein Sonderfall oder etwas genuin Weibliches, sondern sie betrifft alle Menschen, auch solche, die nicht schwanger sind oder es nicht werden können (S. 42). Diese Tatsache nimmt Schrupp ernst und spricht (ausser wenn es um politische Aspekte wie reproduktive Rechte geht, die tatsächlich mehrheitlich Frauen betreffen) konsequent von «Menschen, die schwanger werden können». Es ist Schrapps Versuch, mit dem Dilemma umzugehen, in der patriarchalen symbolischen Ordnung über Erfahrungen, die vorwiegend von Frauen gemacht werden, als Erfahrungen zu sprechen, die von allgemeinem Interesse sind (S. 26f.).

Die spezifische Art der Bezogenheit in der Schwangerschaft fasst Schrupp mit Luce Irigaray als «nicht eins, nicht zwei» (S. 42f.). Wie Irigaray geht es auch Schrupp um die Definition einer Subjektposition, die nicht länger in Bezug auf die männliche definiert wird. Die Schwangerschaft sei ein Zustand beziehungsweise eine Tätigkeit jenseits des «Entweder-oder», die nicht einfach kulturelle und materielle, geistige und physische Aspekte vereine. Die Beziehung von Schwangeren und werdenden Menschen sei viel direkter: «Bei einer Schwangerschaft sind Soziales und Körperliches ein und dasselbe.» (S. 48) Es ist ein Zustand, in dem «Kulturtechniken, die für sozial vermittelte Beziehungen gültig sind» (S. 40) nicht mehr anwendbar seien. Schrapps Essay ist an diesem Punkt ein Warnruf an verschiedene feministische Positionen, ob unterschiedlicher Konzeptionen sexueller Differenz nicht zu vergessen, dass der eigentliche Gegner die Anti-Abtreibungs-Lobby ist.

Abtreibungsgegner*innen verbreiten immer noch die Vorstellung, Embryo und Schwangere seien zwei verschiedene Wesen und sie könnten als Anwält*innen «ungeborener Kinder» auftreten (S. 43f.). Mit Irigaray und Schrupp gedacht, gibt es «ungeborene Kinder» aber nicht. Kinder entstehen erst bei der Geburt, vorher handelt es sich

um Föten, die mit den Schwangeren zusammen «nicht eins, nicht zwei» sind. Sie können nicht getrennt werden, jede Aussage über den Fötus ist auch eine Aussage über die Schwangere. Die Skandalisierung und Stigmatisierung von Abtreibungen hätten, so Schrupp, nicht den Zweck, ihre Zahl zu verringern (dafür gäbe es viel geeignetere Massnahmen). Das Anliegen der Abtreibungsgegner*innen sei vielmehr ein symbolisches: Die Fähigkeit des Schwangerwerdenkönnens soll mit Unfreiheit verknüpft werden (S. 72). Menschen, die schwangerwerdenkönnen, sollen vergessen, dass diese Fähigkeit/dieser Zustand ein Ausdruck von Freiheit ist: Ein Embryo wird erst dann zu einem Projekt des Lebens, wenn die Schwangere «Ja» dazu sagt.

In eine ähnliche Richtung gehen Schrapps Überlegungen zu Leihmutterschaft. Diese Praxis sei zwar kein neues Phänomen, habe aber die Bedeutung von Elternschaft grundlegend verändert: Früher übernahmen jene Menschen, die sich faktisch um die Kinder kümmerten, die Rolle von Vater und Mutter, heute geht es hauptsächlich um die genetische Elternschaft (S. 128f.). Hinter der überladenen Bedeutung der Genetik als Grundlage für familiäre Beziehungen stehe, so Schrupp, die staatliche Kontrolle, die die Entwicklungen in der Reproduktionstechnologie möglich gemacht hat. Embryonen können heute selektioniert werden, Samenspenden werden über Samenbanken in einen ökonomischen Zusammenhang überführt und staatlich gewünschte Familienformen gefördert beziehungsweise unerwünschte verunmöglicht (S. 132–134). Die In vitrofertilisation habe darum nicht zu mehr Vielfalt und Freiheit geführt, sondern zur Verstärkung traditioneller Narrative dessen, was Familie ist beziehungsweise sein soll.

Ähnlich wie in der Gleichstellungspolitik, in Diskursen um Sex und Gender oder in der Anti-Abtreibungs-Lobby wird auch im Bereich der Reproduktionsmedizin die Mutter unsichtbar gemacht: Sie bietet ihren Uterus an und liefert damit die «Hardware», innerhalb derer sich die «Software» DNA abspulen kann (S. 138f.). Auch hier wird so getan, als wären Schwangere und Embryo

gar nicht richtig miteinander verbunden, obwohl die beiden Körper durch die Plazenta miteinander verbunden sind: Zellen des Fötus gehen in die Mutter über und werden bei einer nächsten Schwangerschaft sogar an den neuen Embryo weitergegeben. Die Behauptung, zwischen Mutter und Kind bestünde keine biologische Verwandtschaft, diene letztlich dazu, legale Ansprüche auf ein Kind zu rechtfertigen: «Kommerzielle und staatlich regulierte Leihmutterschaft kann nur als legitim erscheinen, wenn man einer Gebälerin keine eigene Bindung an das Kind zuspricht.» (S.140) Perverserweise genießen dagegen Männer den Status als Väter, auch wenn sie bloss den Samen gespendet haben und ansonsten gar nichts mit der Frau zu tun haben. Krasses Beispiel für diese Stärkung der Vaterposition sind die Gesetzgebungen in verschiedenen US-amerikanischen Staaten, in denen dem «biologischen Vater» sogar dann ein Mitspracherecht bezüglich einer Abtreibung zugestanden wird, wenn er die Frau vergewaltigt hat (S.118). Es ist sicher kein Zufall, dass die Überbewertung der genetischen Vaterschaft historisch einherging mit der Auflösung der monogamen, lebenslangen Ehe (S.109 u. 141).

Immer wieder verweist Schrupp in ihrem Essay auf Aspekte von Klasse und Race, so etwa wenn es um ungeplante Schwangerschaften (S.34), um die Risiken neuer Familienmodelle für Alleinerziehende (S.60f.) oder eben um Leihmutter-

schaft geht. Bei der Auswahl der Leihmütter spielt das Aussehen der beteiligten Frauen eine zentrale Rolle, sollen die späteren Kinder doch möglichst so aussehen wie die Eizellenspenderinnen. Umgekehrt werden als Tragemütter spezifisch Women of Color ausgesucht, damit das Kind offensichtlich nicht «ihres» ist (S.136). Und es wird noch perfider: Um das Argument zu entkräften, reiche *weisse* Frauen würden die Reproduktionsarbeit auf arme Frauen abwälzen, werden homosexuelle Männer ins Feld geführt. Ihnen kann der Vorwurf, die Reproduktionsarbeit der Schwangerschaft bloss abzuschieben, nicht gemacht werden. Darum gilt teilweise bereits als homophob, wer sich gegen Leihmutterschaft ausspricht (S.136 u. 143). Im Dschungel sich verändernder Familienbilder und angesichts des juristischen Wildwuchses in Bezug auf Leihmutter-schaft macht Schrupp zuletzt klar: Es gibt kein Recht auf Fortpflanzung, denn «(n)icht schwanger werden zu können ist ein normaler Zustand bei Menschen, keine Ungerechtigkeit und keine Diskriminierung, die die Gesellschaft ausgleichen müsste» (S.144). Demzufolge soll keine Person, die schwangerwerdenkann, durch moralische oder ökonomische Argumente in die Lage gebracht werden, ihren Körper in «temporärer Leibeigenschaft» (S.136) für einen Menschen, der nicht schwangerwerdenkann, herzugeben. Auch hier geht es – einmal mehr – um weibliche Freiheit.

Dolores Zoé Bertschinger

Renate Göllner: **Freiheit und Trieb.** An den Grenzen der Psychoanalyse.

ça-ira-Verlag, Freiburg 2019 (224 S.)

Glücklich die Wissenschaft, deren Entdeckungen auch eine kritische Distanzierung erlauben, ohne das Ziel und den Grund ihres Fragens verlassen oder verraten zu müssen. Zu diesen Wissenschaften gehört zuallererst die Psychoanalyse. Denn für sie gilt immer wieder neu der Schlusssatz aus Herbert Marcuses berühmtem Essay *Das Ver-*

alten der Psychoanalyse: «Die Wahrheit der Psychoanalyse liegt darin, dass sie ihren herausforderndsten Hypothesen die Treue hält.»

Ein aktuelles, gelungenes Beispiel dieser Art von Auseinandersetzung ist Renate Göllners Essaysammlung *Freiheit und Trieb*. Der Untertitel *An den Grenzen der Psychoanalyse* ver-

weist – im Gegensatz zum eher zu erwartenden *Die Grenzen der Psychoanalyse* – darauf, dass in Göllners Essays die Grenze mehr Ausgang als Ende, mehr Zone als Linie und mehr Reibung als Stillstand bedeutet.

Exemplarisch führt der einleitende Essay – eine Auseinandersetzung mit Jean-Paul Sartres Kritik an der Psychoanalyse – die Frage im Titel: «Wer wählt die Neurose?» Die Frage pointiert die für so viele freudsche Begriffe typische Spannung, nämlich hier, dass in der Neurose mindestens noch gleichviel Freiheit wie Trieb drinsteckt. Die Neurose ist der leerlaufende Vermittlungsversuch zwischen unvermittelbaren Ansprüchen in einem Individuum und zugleich ein Symptom, das die Deutung der gescheiterten Vermittlung ermöglicht. Sie ist nach Sigmund Freud also Hindernis *und* Schlüssel zur Heilung. Dass die Neurose in diesem Essay als subjektive Wahl untersucht wird, trägt dieser gespaltenen Konstitution Rechnung. Denn insofern sie als ein bestimmter Versuch unter anderen aufgefasst wird, mit den unvermittelbaren Ansprüchen, die an das Individuum gestellt sind, zu verfahren, muss ja irgendwann irgendwo eine Wahl für diese und nicht jene Form der Neurose stattgefunden haben. Dem Unbewussten ist damit eine Art Vernünftigkeit zugestanden, was Theodor W. Adorno mit Referenz auf Freud die «Unvernunft vernünftigen Handelns» genannt hat, und was, wie Göllner ergänzt, «im Grunde für alle zentralen Begriffe der Psychoanalyse, so auch für den der Verdrängung» gilt: «um von ihr sprechen zu können, muss bereits ein Bewusstsein angenommen werden, aus dem etwas verdrängt werde.» (S. 15) Im Hinblick auf Sartres gegen Freud formuliertes Konzept des Bewusstseins als vom Trieb unabhängige Einheit, erlaubt Göllners Verweis auf die Freiheit im Zwang der Neurose überraschend die Vermittlung von Sartre mit Freud. Leider auch um den Preis einer gewissen Beliebigkeit. Denn die von Göllner als Gemeinsamkeit herausgearbeitete Verantwortlichkeit als Moment individueller Freiheit in der erzwungenen Wahl könnte so noch für eine Reihe weiterer Entscheidungsmodelle Geltung beanspruchen.

Ein zweites Stück psychoanalytischer Dialektik, das die Frage der Freiheit im Zwang in ihrer ganzen Zweideutigkeit auslotet, entfaltet Göllner im Essay «Masochismus und Befreiung». Er ist ein Nachdenken über das Autobiografische in den Werken des französisch-deutschen Schriftstellers Georges-Arthur Goldschmidt, der als verfolgtes jüdisches Kind den Zweiten Weltkrieg in einem katholischen Kinderheim in den französischen Alpen überlebte. Dort erfuhr er gleichzeitig Rettung und schärfste Qual durch seine Mitschüler und durch die Leiterin des Heims, die Gaullistin Marie-José Lucas, deren Zivilcourage mit einem Sadismus gepaart war, den sie in ihren Erziehungsmethoden hemmungslos auslebte: «Auf den nackten Hintern, mit Birkenzweigen, die Goldschmidt zuvor in einem kleinen Wald selber brechen musste, gingen die Hiebe nieder.» (S. 156) Aber die an ihm, dem auf Gedeih und Verderben ausgelieferten Knaben, vollzogene Gewalt, enthält eine unvermutete Kehrseite. Die Züchtigungen «wurden zum Ersatz für die so sehr entbehrte Liebe, eröffneten es dem Kind, die Verzweiflung zu bekämpfen. Durch die Schläge auf den nackten Körper erfuhr er die ersten erotischen Sensationen, die Umkehr des Schmerzes und der Scham in Wollust.» (S. 157) Bei Freud, der für Goldschmidt später bedeutsam werden sollte, fand er seine eigene Erfahrung beschrieben als infantile Wünsche und Fantasien, die mit Strafe einhergehen können. Dieses Umschlagen von Ohnmacht und Scham in Momente der Befreiung kontrastiert Göllner mit der berühmten Schulpein-Erzählung von Robert Musil, den *Verwirrungen des Zöglings Törless*, in der die adoleszente Ambivalenz eigenen homosexuellen Regungen gegenüber in Ekel und totale Unterdrückung ausschlägt. Diese gewaltsame Verdrängung des eigenen Eros steht auch am Ursprung der Paranoia faschistischer Männerhorden. Der Bisexualität, jener glücklichen und bahnbrechenden Entdeckung Freuds, die ein nicht verdrängendes Verhältnis zu den eigenen homoerotischen Neigungen erlaubt, ist in diesem Band folgerichtig ein wichtiger Beitrag gewidmet.

Bei der Psychoanalytikerin Melanie Klein kritisiert Göllner ebenfalls die unterschätzte Bedeutung der Bisexualität und die biologistische Konzeption von Weiblichkeit. Die daran anschließenden Überlegungen zur Transformation familiärer Autoritäten in modernen Gesellschaften zeigen aufs Neue, wie exakt *mit Freud* (um einen früheren Buchtitel Göllners zu nennen) die widersprüchlichen Realitäten der Menschen erfasst werden können. Dass man gleichzeitig die Realität innerfamiliärer Gewalt nach der Schwächung der väterlichen Autorität, die Komplizenschaft der Mutter in diesem System, die Probleme der Ich- und Über-Ich-Bildung in der Moderne sowie der Zurückdrängung der Familie als Instanz primärer Sozialisation und Individuation ansprechen kann, ist nur innerhalb einer Theoriebildung möglich, die die Zweideutigkeiten des Menschlichen nicht wegschlägt, sondern auf ihnen aufbaut. Ein Verfahren, das auch der Kritischen Theorie eigen ist, weshalb sie in den Texten Göllners immer wieder Pate steht.

Die in *Freiheit und Trieb* versammelten Essays schälen aus verstreuten und widersprüchlichen Motiven jeweils eine im emphatischen Sinn des Wortes eigenwillige Linie des Denkens heraus. Es sei daher erlaubt, an dieser Stelle die Form der Rezension zu verlassen und diesen Artikel mit einem kleinen subjektiven Versuch über den wichtigsten Text in Göllners Buch, ihren Essay *Versuch über Simone de Beauvoir*, abzuschließen:

Das souveräne, heroische männliche Subjekt ist heute zum Glück öfter als früher zur Untätigkeit verdammt. Der gewohnte männlich konnotierte, meist von Handlungszwang getriebene Kampf gegen die Wirklichkeit findet immer seltener die ersehnte Resonanz. Der rastlose Aktivismus verliert sich in den Verstrickungen schon der nächsten Umgebung. Überraschenderweise passt zu dieser Situation ziemlich genau, was Simone de Beauvoir in ihrem Buch *Le deuxième sexe* (2000, 25), in Anlehnung an Sartres Philosophie und mit Blick auf die Situation der Frauen im Patriarchat schrieb: «Jedes Subjekt [...] verwirklicht seine Freiheit nur durch deren ständi-

ges Überschreiten auf andere Freiheiten hin. [...] Jedes Mal, wenn die Transzendenz in Immanenz zurückfällt, findet eine Herabminderung der Existenz in ein An-sich und der Freiheit in Faktizität statt.»

Die solchermaßen drückend erfahrene Faktizität erzeugt Anfang des 21. Jahrhunderts für viele Menschen, darunter vor allem Männer, ein Gefühl der Unmöglichkeit, überhaupt noch etwas tun zu können. Dass dieses Gefühl viele ergreift und mehr noch, dass es als Katastrophe erfahren wird, hat entscheidend mit einer übersteigerten Vorstellung von Autonomie zu tun. Diese vollzieht sich in vielen männlichen Jugendlichen immer wieder aufs Neue als Abgrenzungsvorgang gegen die im Patriarchat als Schmach empfundene Abhängigkeit vom weiblichen Geschlecht. Die im Kampfmodus errichtete Identität kann sich nur über wenigstens punktuell ausgelebte Allmachtsgefühle, wie etwa in der Fiktion völlig autonomer Handlungen, stabilisieren.

Andererseits bestünde aber auch die Möglichkeit der Annahme der Passivität, also zur depressiven Position, wie man in Anlehnung an Melanie Klein sagen könnte. Selbstredend wurde und wird aber Passivität aus der Perspektive des autonomen Macher-Subjekts genauso wie auch aus jener der in patriarchalen Verhältnissen lebenden Frauen sehr oft nur als Zwang und Erniedrigung erlebt. In Beauvoirs (ebd.) Worten: «Dieses Zurückfallen ist, wenn das Subjekt es bejaht, eine moralische Verfehlung, wird es ihm auferlegt, führt es zu Frustration und Bedrückung, in beiden Fällen ist es ein absolutes Übel.» Denn die Befreiung aus den patriarchalen Zwängen der noch immer meist weiblichen Passivität und des meist männlichen Autonomiewahns ohne die Befreiung aus den kapitalistischen Leistungs- und Konkurrenzzwängen entlässt die wenigsten aus diesem Entweder-oder, sondern stößt sie allzuoft nur auf die je andere Seite.

Der Verleugnung von Abhängigkeit wurde psychoanalytisch (Donald Winnicott) oder feministisch (Judith Butler, Donna Haraway) ein Realismus der Fürsorglichkeit entgegengesetzt. Aber die theoretische Kritik hebt den realen Wider-

spruch nicht auf. Dieser ist nur dort aufgehoben, wo die kapitalistische Leistungs- und Konkurrenzforderung gezähmt beziehungsweise ausser Kraft gesetzt ist. Solange für die meisten Menschen Passivität an erzwungene Abhängigkeit durch Prekarität und Arbeitslosigkeit gebunden ist und Aktivität wegen der Angst vor dieser Abhängigkeit für viele als Streben nach vollständiger Sicherheit durch Autonomie missverstanden werden muss, ist Beauvoirs Satz noch immer gültig. Anders gesagt: Die Gefahr, dass der Selfmade-man zu einem grossen Teil mit der Selfmadewoman bekämpft wird, ist noch nicht vom Tisch. Aber gleichzeitig ist damit auch die Frage nach einer neuen Form der Befreiung aus patriarchaler

und kapitalistischer Herrschaft gestellt. Eine Befreiung, aus der nicht eine Gesellschaft resultiert, in der nur das rastlos sich selber übersteigende Individuum, das sich permanent die Wirklichkeit selber erschaffen muss, frei sein kann. Es ist die Frage, ob eine Gesellschaft – postpatriarchal und postkapitalistisch – denkbar wäre, die nicht mehr durch die Dichotomie erniedrigender Passivität und anmassender Autonomie geprägt ist. Es wäre vielleicht eine Gesellschaft, in der die revolutionäre Antwort auf Lenins Frage «Was tun?» mit der Formel «Nicht alles, was möglich ist» eingeleitet wird und dem Heroismus der Tat der Heroismus der selbstgewählten Passivität gleichwertig gegenübergestellt werden kann.

Rolf Bossart

Ann Wieselent: **Antisexistische Awareness**. Ein Handbuch.

Unrast Verlag, Münster 2017 (163 S.)

Ann Wieselent veröffentlichte 2017 ein auf ihren langjährigen Erfahrungen als Aktivistin basierendes Handbuch zu antisexistischer Awareness. Es richtet sich an «Betroffen_e» von sexualisierter Gewalt und an all jene, die sich sexistischen Strukturen entgegenstellen wollen. Das Buch beschreibt zugänglich verschiedene Ansätze der Awareness als sich stets weiterentwickelndes, kollektives Projekt und begreift sich selbst als Teil dieses dynamischen Verhandlungsprozesses. Dabei gelingt es der Autorin, einen zu Veränderung ermutigenden theoretischen und praktischen Ausgangspunkt zu schaffen.

Antisexistische Awareness bezeichnet Wieselent zufolge sowohl eine grundlegende Haltung als auch ein daraus resultierendes verantwortungsbewusstes Handeln in Bezug auf Sexismus und sexualisierte Gewalt. Dieses besteht in der Bildung von Awareness-Strukturen, die von sexualisierter Gewalt betroffene Personen solidarisch unterstützen sollen. Das Handbuch stellt dafür konkrete Leitfäden mit praktischen Beispielen zur Verfügung. Das antisexistische

Bewusstsein zielt darauf, Gewalt abzubauen und ihr vorzubeugen und wird als notwendige Bedingung für einen allumfassenden emanzipatorischen Wandel verstanden. Dass sich Wieselents Vorschläge jedoch nicht leicht auf breite Teile der Gesellschaft (jenseits der linken Szene) anwenden lassen, erscheint gerade vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Wichtigkeit des Awareness-Prinzips als Schwachstelle.

Im Zentrum antisexistischer Awareness steht ein bewusstes Anerkennen, dass sexualisierte Gewalt – auch in linken Räumen – stattfindet und dass diese Handlungen keine Einzeltaten, sondern Ausdruck gesellschaftlicher Strukturen sind. Wieselent verbindet so die Ebene persönlicher Alltagserfahrungen konsequent mit einer Strukturanalyse und tritt damit der Individualisierung von sexualisierter Gewalt entgegen. Zur geschichtlichen Einbettung antisexistischer Awareness unterstreicht Wieselent unter anderem den Einfluss von Widerstandsbewegungen Schwarzer Frauen*. Diese stellten in ihrer Politik von Beginn an «die individuellen Geschichten

und Handlungen der einzelnen Frauen*, den kollektiven Widerstand der Schwarzen Männer* und Frauen* und die Herrschaftssysteme Patriarchat, Rassismus und Kapitalismus in einen Zusammenhang» (S.16). Darauf aufbauend, bedeute Awareness immer auch eine Auseinandersetzung mit intersektionalen gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Während Wiesental also klar formuliert, wie sich Awareness gegen gesellschaftliche und strukturelle Diskriminierung durch Ableismus, Heteronormativität, Rassismus, Sexismus und Geschlechterbinarität positioniert, erwähnt sie die strukturelle Benachteiligung durch das kapitalistische Wirtschaftssystem mit praktisch keinem Wort. Damit lässt sie – symptomatisch für viele ähnliche Auseinandersetzungen – einen zentralen Unterdrückungsmechanismus unberücksichtigt.

Wiesental versteht auch das Handbuch selbst als Ausdruck einer strukturanalytischen Awareness-Praxis. Den Fokus auf sexualisierte Gewalt an Frauen*, trans*-, inter*- und queeren* Menschen (FTIQ*) in ihrer antisexistischen Awareness-Arbeit erklärt Wiesental damit, dass die Gewalt von Männern* gegen FTIQ* im Patriarchat strukturell ist. Dies ist eine grundsätzliche Haltung, die der Frauen*Lesben-Bewegung der 1970er-Jahre entstammt, welche aufzeigte, wie sexualisierte Gewalt von Männern* gegen Frauen* gesellschaftlich im Patriarchat verankert ist. Erkenntnisse dieser zweiten Frauenbewegung werden denn auch als Quelle vieler Analysen und Praxen genannt, die noch heute in Awareness-Konzepten weiterentwickelt werden. Durch diese Kontextualisierung schafft die Autorin einen kongruenten Rahmen, der die anekdotisch erzählte Entwicklung des Awareness-Konzepts als Resultat eines dynamischen und dialektischen Prozesses historisiert.

Kontextualisierend verfährt Wiesental auch, wenn sie Lücken und blinde Flecken ihres eigenen Handbuchs zu thematisieren versucht. So merkt sie beispielsweise an, dass der Fokus auf Gewalt an FTIQ* ein systematisches Nicht-Beachten und Tabuisieren von Gewalt an Männern* reproduziert und das Handbuch demnach gewisse

Formen struktureller Diskriminierung mitträgt. Dass Wiesental ihr Handbuch selbst als Umsetzung von praktischer Awareness versteht, zeigt sich weiter in ihrem achtsamen Umgang mit Sprache. Die konsequente Verwendung der Form «Betroffen_e» mit weiblichem Personalpronomen versucht beispielsweise, von Gewalt betroffene Frauen* und Männer* nicht binär zu benennen, sondern durch den Unterstrich trans*-, inter*- und queere* Menschen sichtbar zu machen und FTIQ* als Betroffen_e zu betonen. Die Schreibweise soll den analysierten Strukturen gerecht werden. Weiter ersetzt sie die Benennung «Täter» durch «gewaltausübende Person», um die aktive Handlung und nicht nur die handelnde Person selbst in den Fokus zu rücken. Auch hier widerspiegelt sich Wiesentals Anspruch, in ihrem Schreiben geschlechtsspezifische Machtverhältnisse zu berücksichtigen.

Zentraler Aspekt einer kritischen Auseinandersetzung mit strukturellen Hierarchien stellt sodann die Reflexion der eigenen Position innerhalb derselben dar. Das Handbuch bietet vielfältige, anregende Ansätze, um die benötigte selbstreflexive Arbeit anzugehen. Dabei steht die Dekonstruktion der eigenen internalisierten Annahmen im Vordergrund: Welche unserer Meinungen entstehen aus privilegierten Positionen und reproduzieren diskriminierende, hegemoniale Perspektiven? Die Auseinandersetzung verlangt die bewusste, kontinuierliche Entscheidung für einen selbstkritischen Prozess, der mit Zuhören, Verunsicherung und Unbequemlichkeiten einhergeht. Awareness bedeutet ein Entlernen internalisierter diskriminierender Denk- und Handlungsweisen und das Entwerfen solidarischer Alternativen. Dass Awareness als Verhandlungsprozess nie abgeschlossen ist, sondern sich als Grundhaltung der Lernbereitschaft auf das ganze Leben bezieht, unterstreicht Wiesental zwar. Der Gedanke geht zwischen den Listen konkreter Handlungsvorschläge jedoch teilweise verloren, da diese eine gewisse Vollständigkeit suggerieren.

Das Handbuch schildert auch, wie Awareness-Strukturen konkret umgesetzt werden können. Beispiele finden sich jedoch praktisch nur in lin-

ken Räumen; beispielsweise an Festivals, Konferenzen oder Hausprojekten. Eine mögliche Praxis der Awareness stellt die Errichtung von Safer spaces dar, die als Rückzugsort nur für von bestimmten Diskriminierungen Betroffene offenstehen. Weiter kann das Bereitstellen von Informationsmaterial oder direkte Unterstützung durch ein ansprech- und erkennbares Awareness-Team angeboten werden. Die Akzeptanz gegenüber Awareness als politische Praxis musste lang erkämpft werden und ihre Relevanz und Notwendigkeit wird auch heute nicht in allen linken Räumen anerkannt.

Nach Wiesental geht Awareness jedoch weit über konkrete Unterstützungs-Netzwerke an Veranstaltungen hinaus. Awareness soll nicht Ergänzung, sondern radikaler Gegenentwurf zu institutionalisierter Selbsthilfe und bürgerlichem Rechtssystem sein. Wo letzteres durch Un-

schuldsvermutung und Macht der Beweislage die diskriminierende Person schützt, wo rassistisches Polizei- und Gefängnisssystem Menschen, die bereits durch staatliche Strukturen diskriminiert werden, weiter benachteiligt, bietet antisexistische Awareness eine emanzipatorische Alternative. In diesem Handbuch wird deutlich, dass Awareness nicht einfach punktuelle Symptombekämpfung, sondern eine revolutionäre Denkweise ist. Sie soll zu einem kollektiven Umgang mit sexistischer Diskriminierung und sexualisierter Gewalt sowie zur Bekämpfung der dahinter liegenden Denkweisen und Strukturen befähigen. Antisexistische Awareness bereitet den Weg für eine grundsätzliche feministische Neuverknüpfung gesellschaftlicher Beziehungsweisen. Und Ann Wiesentals eingängiges Handbuch ermutigt zu den ersten Schritten dieses Veränderungsprozesses.

Neomi Grieder / Selina Schönholzer

WIDE Switzerland: **Essen.Macht.Arbeit.** Feministische Blicke auf Fair-Food-Ideen.

WIDE Switzerland, Bern 2019 (48 S.)

In Nachhaltigkeitsdebatten sind feministische Argumente und Forderungen entweder gänzlich abwesend oder nur ansatzweise integriert. Gleichzeitig nehmen auf politischer Ebene Initiativen und Abstimmungen zur Stärkung von Nachhaltigkeit zu, insbesondere solche, die ein nachhaltigeres Ernährungssystem zum Ziel haben. Nach den Abstimmungen in der Schweiz über die Ernährungssouveränität- sowie die Fair-Food-Initiative kommen im Jahr 2020 die Initiativen für sauberes Trinkwasser sowie für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide an die Urne. Anlass genug, feministische Fragen und Ansätze für nachhaltige Ernährungssysteme wieder in die entsprechenden Debatten einzubringen. Genau deshalb ist die Publikation *Essen.Macht.Arbeit.* von der WIDE-Arbeitsgruppe Feministische Blicke auf Fair-Food-Ideen spannend.

Im Kontext der Fair-Food-Initiative ist diese Broschüre ein wichtiger Beitrag zur Integration

einer Genderperspektive in Diskussionen über nachhaltige Landwirtschaft und Ernährungssysteme. Ein erster Aspekt, der besonders überzeugt, ist der Aufbau der Broschüre. Es kommen Frauen verschiedener Länder in ihren unterschiedlichen Rollen als Bäuer*innen, Aktivist*innen, Forscher*innen und Konsument*innen zu Wort. Neben Artikeln beinhaltet die Publikation Interviews und Gespräche, unter anderem mit den Aktivistinnen der Port Loko Declaration, einer Erklärung, die sich gegen industrielle Monokulturen, insbesondere Ölpalmlantagen, in West- und Zentralafrika richtet.

Der Titel *Essen.Macht.Arbeit.* zeigt die dreiteilige Struktur der Broschüre an und ist zugleich ein passendes Wortspiel, das pointiert erklärt, worum es im Kern einer feministischen Auseinandersetzung mit Ernährungssystemen geht. In den einzelnen Beiträgen wird die Genderperspektive konkret und situationsbezogen dargelegt.

Die Inhalte machen klar, dass ein feministischer Blick auf Ernährungssysteme sich immer auf die Arbeit fokussiert. Denn Ernährung geht immer mit Arbeit einher. In der Lebensmittelproduktion für den Eigenverbrauch oder für den Markt stecken viele und unterschiedliche Formen der Arbeit von Landarbeiter*innen, Bäuer*innen und Familienmitgliedern. Die Versorgung mit Lebensmitteln für sich selbst oder für andere ist alltägliche Arbeit; dazu gehören Zubereitung wie Zurverfügungstellen von zubereitetem Essen. Aus feministischer Perspektive ist relevant, dass besonders viele dieser Arbeiten unbezahlt sind und hauptsächlich von Frauen als Teil der unbezahlten Care-Arbeit erledigt werden. Wie die Porto Loko Declaration festhält, sind es Frauen, die eine zentrale Rolle «bei der Versorgung ihrer Familien und der Sicherung der Ernährung ihrer Kinder spielen» (S. 26). Ist Arbeit im Ernährungssystem bezahlt, so sind es tiefe Löhne und prekäre Arbeitsbedingungen, die diese Arbeit auszeichnen. Heike Wach, Mitglied der Arbeitsgruppe Feministische Blicke auf Fair-Food-Ideen stellt für die Schweiz fest: «Ein erheblicher Anteil der Arbeitsplätze mit geringem Einkommen liegt im Bereich der Nahrungsmittelproduktion, -verarbeitung, -verpackung und im -transport sowie im -verkauf. [...] Viele dieser Arbeiten werden von Migrant*innen geleistet und mehr als 75% der Teilzeitjobs von Frauen.» (S. 12) In anderen Ländern ist die Situation ähnlich. Zum Beispiel beobachten die Forscherinnen Joanna Bourke Martignoni und Fenneke Reysoo für Ghana und Kambodscha als Effekt der Kommerzialisierung der Landwirtschaft eine «Verankerung struktureller Formen der Diskriminierung von Frauen in der Beschäftigung. Sie arbeiten vor allem in unregulierten Arbeitsmarktsegmenten, ihre Tätigkeiten gelten als gering qualifiziert. Ihre Lohnarbeit ist schlecht bezahlt, unsicher und ohne Sozialversicherungsansprüche.» (S. 4) Durch Kommerzialisierungsprozesse der Landwirtschaft werden auch in Ruanda «Geschlechterverhältnisse und Wohlstandsverhältnisse zementiert» (S. 40), stellen Christine Bigler und Michèle Amacker fest.

Gesamthaft zeigen die verschiedenen Beiträge im Heft, dass Arbeit im Ernährungssystem geprägt ist von differenzierten, ungleichen Rollen sowie ungleicher Arbeitslast und Arbeitsbedingungen entlang gesellschaftlicher Kategorien von Geschlecht, Herkunft, und Klasse. Fragen zur Essens-Arbeit – wer wie wann wieviel und unter welchen Bedingungen arbeitet im Ernährungssystem und wer davon in welchem Ausmass profitieren kann, auch finanziell – bedingen immer ein feministisches Hinterfragen von existierenden gesellschaftlichen Machtstrukturen.

Ein weiterer Aspekt, der in dieser Publikation überzeugend hervorgehoben wird, ist die Darstellung verschiedener Dimensionen von Macht, auch im Zusammenhang mit Politik und Recht. Mehrere Beiträge thematisieren die mangelnde Repräsentation von Frauen in politischen Ämtern und in Produktionskooperativen sowie ihr ungenügendes Mitspracherecht in Entscheidungsprozessen. Zudem werden Menschen- und Frauenrechte in der Landwirtschaft kaum eingehalten. Sie müssen aktiv eingefordert werden, wie in der Porto Loko Declaration beschrieben. Mehrere Autorinnen weisen darauf hin, dass gesetzlich verankerte Gleichstellung zwar existiert, im Alltag aber Diskrepanz bestehe: Frauen im Ernährungssystem werden fortgesetzt diskriminiert, hier wie dort. Zum Beispiel geht in der Schweiz ein Bauernhof, infolge eines ungeschriebenen Gesetzes, meist an einen Sohn über, aber selten an eine Tochter (S. 33); und in Ruanda verzichten Frauen unter Druck von Familie und Gesellschaft auf ihren gesetzlichen Erbanteil von Land (S. 39). Dies zeigt, dass gesetzliche Gleichstellung alleine nicht ausreicht. Die Herausgeberinnen halten demnach fest: «Um Geschlechtergerechtigkeit in den Ernährungssystemen voranzubringen, braucht es Frauenorganisationen, Frauenkooperativen und Netzwerke für Aktivistinnen, die für ihre Rechte eintreten.» (S. 47)

Schliesslich ist das Heft *Essen.Macht.Arbeit* auch deshalb wichtig und empfehlenswert, weil es aufzeigt, dass Fragen um Nachhaltigkeit, insbesondere in Bezug auf Gendergerechtigkeit, in den Ernährungssystemen nicht als nebensäch-

lich oder gar gelöst betrachtet werden können. Die zu Beginn von den Herausgeber*innen aufgeworfene Frage, nämlich ob davon ausgegangen werden kann, «dass Nachhaltigkeit beim Essen automatisch zu mehr Gendergerechtigkeit führt» (S.1), wird wiederholt negativ beantwortet. Auch in nachhaltigen Ernährungssystemen – wie zum Beispiel in Fair-Trade- und Bio-Lebensmittelnetzwerken – werden bestehende geschlechterdifferenzierte Verteilungen von Rollen, Arbeit, Verantwortung und Entscheidungsmacht weniger verändert als reproduziert. Egal, ob konventionelle globale Agrar-Wertschöpfungsketten oder alternative Lebensmittelnetzwerke, die einen engeren Kreislauf anstreben, «am Ende ist kein System automatisch gendergerecht» (S.43), stellt Annemarie Sancar fest. Gendergerechtigkeit sollte nicht als Effekt von, sondern vielmehr als eine grundlegende Voraussetzung für nachhaltige Ernährungssysteme verstanden werden. Diese Problematisierung des Verhältnisses zwischen Gendergerechtigkeit und nachhaltigen Ernährungssystemen ist die Kernbotschaft der Broschüre. Die Botschaft ruft nach einem kritischen Weiterentwickeln dessen, was Nachhaltigkeit in

Ernährungssystemen aus feministischer Perspektive bedeuten kann und soll. Leider endet die Broschüre an diesem Punkt. Auch wenn verständlich ist, dass dies ein konkreter Aushandlungsprozess ist, der – hoffentlich – durch das Heft selbst initiiert wird, wäre es wünschenswert, hierzu mehr zu lesen.

Wie manche Beiträge thematisieren, geschieht heute nachhaltiger Lebensmittelkonsum hauptsächlich durch den Einkauf von gelabelten und somit teureren Produkten in Supermärkten. Aus feministischer Perspektive ist dies problematisch, da die Teilnahme an nachhaltigen Ernährungssystemen ein Privileg für eine Minderheit mit genügend Ressourcen ist und zudem bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten reproduziert. Wie konkret können Ernährungssysteme so umgestaltet werden, dass diese sowohl für involvierte Personen als auch Ökosysteme nachhaltig sind und allen Menschen Zugang zu nachhaltig produzierten Lebensmitteln ermöglichen? Eine Diskussion hierzu ist dringend nötig, und der Einbezug feministischer Argumente ist unabdingbar.

Johanna Herrigel